Chef-Redakteur
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 129. Berlin, Montag, den 12. März 1894. XXIII. Jahrgang.

□ Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

Während die Kommission für den russisch-deutschen Handelsvertrag mit wechselnden, aber nicht ungünstigen Majoritäten die einzelnen Artikel dieses Uebereinkommens annahm und die Parteiführer sich mehr und mehr auf die große Entscheidungsschlacht im Parlament einrichteten, deren Ausgang — als die Annahme des Artikels I mit einer Mehrheit von 54 Stimmen zur That geworden — für Niemand mehr zweifelhaft war, beschäftigte sich der Reichstag in seinen Parlamentssitzungen mit dem Militär- und dem Marineetat, die er beide nahezu erledigte. Bei dieser Gelegenheit trat zum ersten Male der neue Kriegsminister in intimere Verbindung mit der Volksvertretung, und man muß sagen, daß der redefrohe, über eine gewisse Dosis von Humor verfügende General in mehr als einer Beziehung von der Linie abwich, welche bisher von seinen Vorgängern im Amte dem Parlamente gegenüber eingehalten worden ist. Man hat aus den vielfachen Auslassungen des Herrn v. Bronsart den Schluß ziehen dürfen, daß die Zunge bei ihm nicht immer ganz genau das wiedergiebt, was das Gehirn diktirt. So kam es, daß er sich in seltsame Widersprüche verstrickte, als seine Auffassung vom Recht der Selbsthilfe in Frage stand. Er hatte am Sonnabend dieses Recht unbedenklich bejaht, am Montag es wiederum eingeschränkt und am folgenden Dienstag diese Einschränkung für ein Mißverständniß erklärt. Zu ähnlichen Mißverhältnissen haben im Laufe der Verhandlungen die Auslassungen des Generals Bronsart mehrfach Veranlassung gegeben, so daß man geneigt wäre, dem stets zur Rede und Antwort bereiten Kriegsminister eine etwas strengere Disziplin des flüchtigen Wortes anzuempfehlen, wenn eine solche Kritik gegenüber dem Hüter der Disziplin im Heere nicht gar zu respektwidrig klänge. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß der General an Auskunftsmitteln sehr reich ist, wenn es sich darum handelt, eine schwierige Position parlamentarisch zu vertheidigen. So verdient namentlich sein Eintreten für die Soldaten als Treiber bei Jagden für eine ganz besondere Leistung militärischer Logik angesehen zu werden. Denn sicher hat es sich vor dem General Bronsart noch Niemand träumen lassen, diese Verwendung als eine Vorübung für das jetzt im Felde unumgänglich gewordene zerstreute Gefecht in aufgelösten Linien zu betrachten. Der Reichthum des Generals v. Bronsart an derartigen überraschenden Gedanken hat, wie es scheint, mehr als einen seiner Gegner im Reichstag verdrießt, und nach diesen Erfolgen darf man sicher sein, daß der Kriegsminister dergleichen Ueberraschungen noch in Fülle in seinem Köcher birgt. Er selbst nennt das: in der Moll-Tonart sprechen, die ja bekanntlich zumeist in Volksliedern slavischer Herkunft ganz und gäbe ist. Vielleicht sind dann auch gewisse Maßnahmen zu Gunsten von Rekruten polnischer Zunge in der Provinz Posen, die in nationalen Kreisen schwere Bedenken hervorgerufen haben, aus dieser Vorliebe für die Moll-Tonart zu erklären. Jedenfalls ist es ein Novum, die parlamentarischen Geschäfte vom musikalischen Standpunkte aus behandelt zu sehen.

Wie dem aber auch sein mag, der Schwerpunkt der politischen Thätigkeit im deutschen Reich lag zunächst immer noch in der Entscheidung über den russisch-deutschen Handelsvertrag. Kaiser Alexander III. hat es für angemessen erachtet, vor aller Welt durch sein Erscheinen auf dem Ball des deutschen Botschafters in St. Petersburg darzuthun, wie sehr ihm daran gelegen, mit diesem handelspolitischen Einvernehmen zugleich eine politische Annäherung an Deutschland zu markiren. Man weiß aus zuverlässigen Quellen, daß von Seiten der Franzosenfreunde in der russischen Hauptstadt Alles aufgeboten ward, um diesen höfischen Beweis freundschaftlicher Gesinnung für Deutschland seitens des Zaren zu hintertreiben. Das ist nicht gelungen, und man hat sogar in jenen Regionen die Erfahrung machen müssen, daß sich Kaiser Alexander III. auf das Peinlichste berührt fühlte von den Intriguen, die der Pariser „Figaro" entlichte hüllte und die darauf hinausliefen, ihn durch die Prinzessin Waldemar von Dänemark — eine geborene Prinzessin aus dem Hause Orleans — sondiren und im französischen Interesse beeinflussen zu lassen. Der Zar scheint in den Indiskretionen des Boulevardblattes, die im Grunde darauf berechnet waren, der Rache eines abgedankten Diplomaten gegen den Präsidenten der Republik zu dienen — der Zar scheint in diesen Indiskretionen eine schwere Beleidigung seiner eigenen Würde erblickt zu haben, und die Staatsmänner der Republik müssen die Folgen einer Zeitelung tragen, die von ihren intimsten Gegnern ausgesonnen worden ist. Die Lage ist deshalb für das Kabinet Casimir Perier in Paris nicht eben erfreulich.

Dazu kommt noch, daß der endgültige Rücktritt Gladstones von der Führung der liberalen Partei Englands und der Stellung eines Premierministers im Whig-Ministerium der latenten Vorliebe, welche dieser Staatsmann stets für Frankreich bekundete, ein Ziel setzt. Gladstones Nachfolger, Lord Rosebery, dessen Hauptthätigkeit sich bisher auf die Leitung der auswärtigen Geschäfte konzentrirte, hat aus seiner Vorliebe für die Friedenspolitik des Dreibundes niemals ein Hehl gemacht. Zwar wurde von Lord Rosebery die direkte Leitung des auswärtigen Amtes an Lord Kimberley übertragen. Allein dieser wohlwollende, obwohl schon etwas bejahrte Staatsmann dürfte schwerlich geneigt sein, der auswärtigen Politik Englands eine andere Richtung zu geben, als diejenige, welche ihr Lord Rosebery während seiner Amtszeit aufgeprägt hat. Diese Richtung giebt sich Frankreich gegenüber namentlich in dem Festhalten an der von England in Egypten errungenen Stellung kund. Gladstone hatte seiner Zeit in mehrfachen öffentlichen Kundgebungen eine Verständigung mit Frankreich über das Dominium am Nil nicht nur als möglich, sondern sogar als wünschenswerth bezeichnet. Von Seiten Lord Roseberys aber war diesen Winken des damaligen leitenden Ministers niemals Rechnung getragen worden, und so ward in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten stets jene imperialistische Richtung beibehalten, die früher von Gladstone selbst an seinem torypistischen Vorgänger Disraeli so herb getadelt worden war. Mit einem Wort, das Whig-Ministerium ohne Gladstone wird sich allem Anschein nach französischen Zumuthungen gegenüber weniger entgegen kommend verhalten, als dies unter Gladstone selbst der Fall gewesen.

Hiervon nimmt man natürlich gebührend in Paris Vermerk. Man hofft dort allerdings, daß die Lebensdauer des Ministeriums Rosebery eine kurz bemessene sein werde, da der neue englische Premier nicht gerade als ein enragirter Verfechter der Homerule-Ideen gilt, an deren Durchdrückung Gladstone die letzten Kräfte seines Lebens hatte setzen wollen. Was bisher von dem neuen Programm des Ministeriums bekannt geworden, läßt beinahe den Schluß zu, daß Lord Rosebery nicht geneigt sei, die irische Erbschaft seines Vorgängers ohne Weiteres anzutreten. Diese Entschließung würde ihn ohne Zweifel der Unterstützung der gesammten irischen Parlamentsmitglieder berauben. Und selbst wenn es ihm gelänge, die von der liberalen Partei durch Gladstones Homerulepolitik abgesprengten Unionisten wieder zur Gesammtpartei herüberzuführen, dürfte doch deren Zahl kaum ausreichen, um den durch den Abfall der Iren entstehenden Verlust auszugleichen. So ist es denn nicht unmöglich, daß Lord Rosebery gezwungen wäre, über kurz oder lang zu einer Parlamentsauflösung und zu einem Appell an die Wählermassen zu schreiten — ein Experiment, dessen Ausgang vor der Hand noch als völlig unübersehbar gelten muß. Auf einen unglücklichen Ausfall der somit nothwendig werdenden Wahlen rechnet man zur Stunde in Frankreich und tröstet sich mit der Zustimmung, welche die Politik Carnots und Casimir Périers beim Papste gefunden.

Der Kultusminister Spuller, früher einer der Mannen Gambettas, und einer der kreuzesten Verfechter von dessen Devise: „Le cléricalisme — voilà l'ennemi", hat sich in offener Parlamentssitzung zu einem sogenannten „Neuen Geiste" bekehrt. Dieser neue Geist soll die Abkehr von der jakobinischen Ausschließlichkeit bedeuten und in einer gewissen Duldsamkeit gegenüber den Anforderungen des katholischen Klerus gipfeln. Sollte das Wort Spullers wirklich zur That werden, so wäre damit der Bruch zwischen den gemäßigten Republikanern und den Radikalen vollzogen und damit endgiltig jenes System der „Konzentration" aller republikanischen Kräfte aufgegeben, welches während der letzten zwölf Jahre für die Lebensdauer der sich einander ablösenden Ministerien Frankreichs so verhängnißvoll geworden ist.

Während man im Vatikan mit gutem Fug über die Umkehr der französischen Staatsmänner jubelt, darf man sich zugleich auch der Schadenfreude über die italienischen Zustände hingeben. Wohl ist es Crispi gelungen, in mannhafter Rede sich die Zustimmung der Deputirtenkammer für die thatkräftige Politik zu erringen, die er in Sizilien und Carrara zur Unterdrückung der revolutionären Umtriebe angewandt hat. Selbst die Verletzung der parlamentarischen Prärogative, die in der Verhaftung des Abgeordneten Defelice gefunden wurde, hat die Billigung einer großen Mehrheit der Volksvertretung erhalten. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß das Parlament auch die wirthschaftlichen und finanziellen Pläne gutheißen werde, welche Crispi durch den Schatzminister Sonnino aufstellen ließ und durch deren Hilfe er hofft, die ökonomischen Gebreste, unter denen Italien leidet, endgiltig zu heilen. Das italienische Parlament besitzt eine Menge berufsmäßiger Parlamentarier, deren Egoismus eine starke Belastung der besitzenden Klasse bisher nicht gutzuheißen vermochte. Die neuen Steuern, welche Sonnino vorschlägt, und die Verkürzung des Zinsenerträgnisses aus den dem Staat ausgegebenen Rententiteln sind durchaus nicht nach dem Geschmack von Leuten, welche zum nicht geringen Theile den Staat lediglich als eine melkende Kuh ansehen. Es ist nicht unmöglich, daß Crispi sich genöthigt sehen wird, zu einer neuen Vertagung oder gar zu einer Auflösung des Abgeordnetenhauses zu schreiten, um in der Zwischenzeit, mit diktatorischen Vollmachten versehen, jene Ideen im Sinnes durchzuführen, von denen allein er und mit ihm kühnen alle uninteressirten Patrioten das Heil für das italienische Vaterland erwarten.

Während aber Crispi noch zu schwanken scheint, ob er diese äußersten Maßnahmen ergreifen soll, hat im benachbarten Oesterreich der kaum geschlossene Gottesfrieden zwischen den drei großen Parteien der Deutschen, der Polen und der Mitglieder des Hohenwartklubs, durch den das Koalitionsministerium Windischgrätz-Plener ins Leben gerufen worden war, sein schnelles Ende gefunden. Die erste praktische Frage, welche an das Ministerium herantrat — die

Theater.

Von
Otto Neumann-Hofer.

[Nachdruck verboten.]

Neues Theater: Marguerite Bernard. (La femme). Schauspiel in 4 Akten von Frederic Carmon. Deutsch von Paul Block.

Der verführerische Aristokrat, das schöne adlige Mädchen und der edelmüthige Plebejer — das ist das dreieckige Verhältniß von der Marke George Ohnet. Durch diese männliche Marlitt gallischen Gebläts ist der Roman des schönen Edelfräuleins, das zwischen die dekadente Noblesse und die emporstrebende Bourgoisie gestellt ist, zum Lieblingsstefutter der transvogesischen Gänse und Gänseriche gemacht worden. Der Aristokrat hat immer die Schönheit und Eleganz der verfallenden Rasse, den Reiz des angefaulten Apfels; er ist meist mehr als weniger gewissenlos, meist mehr als weniger ruinirt. Der Plebejer ist vor Allem edel; ferner ist er schrecklich verliebt; zwar etwas tollpatschig und indiskret, aber zu jedem Opfer bereit; endlich ist er reich, unermeßlich reich. Er hat durch seiner eigenen Hände Arbeit beinah so viel erworben, wie der Aristokrat und seine Vorfahren durch ihrer eigenen Hände Müßiggehen vergeudet haben. Sie, die Donna, liebt den Aristokraten, heirathet aber den Plebejer — sei es aus Trotz, sei es „von wegen dem Baaren". Im Laufe der Ehe unterwirft sie ihren guten Mann allerlei herben Prüfungen, worunter ein gewisses Noli me tangere als Würze des faden Breis nicht fehlen darf, bis sie zum Schluß seinen unmenschlichen Edelmuth erkennt und sich nunmehr aus uneingeschränkter Hochachtung seiner „plebejischen Zahlungsfähigkeit anheim giebt.

Der riesige Erfolg des Hüttenbesitzers hat diesen sentimentalen Roman auch auf die Bühne verpflanzt. Hier hat freilich nur das Hauptstück der Gattung, der „Hüttenbesitzer" selbst, Glück gemacht. Die zahlreichen Nachahmungen, die kantiemehungrige Stümper und erfolggierige Unternehmer auf die Bühne brachten, sind meist klanglos in den Orkus gesunken. Die „Marguerite Bernard," die wir gestern im „Neuen Theater" sahen, ist ein direkter Sprößling des „Hüttenbesitzers", bald nach dessen Auftreten geboren, und so bejammernswerther Gestalt, daß sie wie eine Parodie der Gattung wirkt. Das giebt ihr einiges Interesse; naiv, wie sie den ganzen groben Apparat der Ohnetschen Mache zur Schau stellt, zeigt sie die beschämende Geistlosigkeit dieser literarischen Industrie.

* * *

Das Residenz-Theater (von dem das Neue Theater eine Filiale ist) hat für das Ohnetsche Dreieck drei typische Vertreter: Herr Rittner ist der verführische Aristokrat, Herr Jarno der edelmüthige Hüttenbesitzer, Fräulein Bertens die heimzuführende Braut.

Erster Akt: Herr Jarno (Jean Bernard) kommt mit Fräulein Bertens (Marguerite, seine Gattin) von der Hochzeitsreise zurück. Marguerites Tante, die Gräfin von Chaulieu, empfängt sie. Sie ist entzückt über das Glück des jungen Paares, obwohl sie noch im Stillen bedauert, daß ihre liebe Marguerite nicht Gräfin de Thor geworden ist. Aber dieser Graf André de Thor, der schlechte Mensch, bekam plötzlich den Einfall abzureisen, nach Ungarn, hinterwärts von Temesvar ....

Das Publikum: Aha, Herr Rittner!

Herr Jarno: Meine geliebte Marguerite!

Frl. Bertens (erschauernd): Ach, bitte, fassen Sie mich nicht an; ich bin so schüchtern.

Feuerschein fällt auf die Szene: Wo brennt's? Im Meierhof, ruft eine Stimme von draußen.

Frl. Bertens: Um Gottes Willen, retten Sie mein Kind!

Herr Jarno: Nanu? Wie nennt sich das Wurm?

Frl. Bertens: Lydia.

Herr Jarno: Lydia! ... Und ich habe nichts gemerkt! (Er geht und rettet das Wurm mit Gefahr seines Lebens.)

— — —

O König Wiswamitra!

* * *

Zweiter Akt (anderthalb Jahre später, während welcher Herr Jarno und Fräulein Bertens die kleine Lydia um die Wette lieben; er hat ihr verziehen, aber vergessen zu fragen, wer der Vater ist).

Herr Jarno: Meine geliebte Marguerite!

Frl. Bertens (erschauernd): Ach, bitte, fassen Sie mich nicht an. Sie sind der edelste, beste, großmüthigste Mensch unter der Sonne. Aber ich habe so eine Angst! (Für sich.) Wenn er käme!

Herr Rittner (kommt).

Frl. Bertens (zuckt zusammen).

Herr Jarno: Aha! (zu Marguerite) Schwören Sie mir, daß Sie es mir sagen werden, wenn ... jener ... wieder auf der Bildfläche erscheint?

Frl. Bertens: Ich schwöre! (Sie schwört es und sagt es ihm nicht.)

Herr Jarno: Dann werde ich für diese Nacht verreisen.

Herr Rittner (zu Frl. Bertens): Tu me reverras!

Jean Bernard fragt sich, ob der Graf André es wohl ist, und beschließt, es mal heimlicherweise zu untersuchen.

— — —

O welch ein Ochs bist Du!

* * *

Dritter Akt. (Schlafgemach Marguerites, Nacht.)

Frl. Bertens: Ich habe solche Angst. Vor wem blos? Wer kann denn kommen?

Das Publikum: Herr Rittner, wer sonst?

Frl. Bertens: O nein, das darf nicht sein. (Sie schließt sämmtliche Thüren und öffnet das Gartenfenster.)

Herr Jarno (aus einer Kulisse): Da bin ich.

Frl. Bertens: Was wollen Sie denn hier?

Herr Jarno: Ihn abfangen und niederschießen.

Herr Rittner (springt zum Gartenfenster herein): Da bin ich. (Erblickt Herrn Jarno.) Ich stelle mich Ihnen zur Verfügung.

Herr Jarno: In einer Stunde am Gartenthor. (Die Uhr schlägt elf. Herr Rittner ab.)

Frl. Bertens: Du wirst den Vater meines Kindes nicht erschießen!

Herr Jarno: Also liebst Du ihn noch?

Frl. Bertens: Kann sein, kann auch nicht sein, kann aber doch sein.

Herr Jarno: Adieu! Es ist Zeit (die Uhr schlägt zwölf).

Frl. Bertens: Wenn Du ihn tötest, so töte ich auch mich!

Herr Jarno (von Liebe und Edelmuth hin- und hergerissen): O Weiber! Weiber! Das ist die schlimmste Buße! (Er kämpft seine Mordlust nieder und bleibt.)

— — —

Daß Du so viel kämpfest und büßest!

* * *

Vierter Akt. (Nizza, Karneval, Marguerite ist krank vor Sehnsucht nach ihren beiden Männern, die beide abgereist sind.)

Frl. Bertens: Ich liebe Jean, denn er ist edel. Ich bin krank, weil Jean abgereist ist. Darum hab ich ihm auch schon telegraphirt zu kommen. Aber ich werde gesund werden, denn André ist mir treu. André kann mich nicht vergessen, denn man liebt nur einmal. André's Wunde ist ewig, darum kann meine Wunde heilen. Wenn doch Jean nur bald da wäre! Nähme aber André eine Andere, so müßte ich sterben.

Eine fremde Dame (Frl. Hofer): Entschuldigen Sie, ich kenne Sie nicht. Ich möchte mir auch blos erlauben, mich Ihnen vorzustellen: ich bin die junge Gattin des Grafen André de Thor.

Frl. Bertens (mit einem Wolterschrei): Adieu, Welt! Adieu, Glück! (Zu Herrn Jarno, der herbeieilt.) Ich glaube, mein Herr, ich liebe Sie.

Marguerite stirbt. Jean verzweifelt, die kleine Gräfin ist unglücklich, die Hotelgesellschaft bestürzt (das Publikum lacht und zischt.)

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und Alles um eine Kuh!

Vorlage der Wahlreform — hat die „dreibeinige" Majorität des Kabinets bereits ins Wanken gebracht. Graf Hohenwart und seine Anhänger wollen nichts von der wenn auch in beschiedenen Grenzen bleibenden demokratischen Wahlreform wissen, welche Fürst Windischgrätz im Namen des Gesammtministeriums als „Grundlage einer Wahlreformvorlage" dem Parlament unterbreitete. Die Ueberzeugungen gehen so weit auseinander, daß eine Verständigung kaum mehr möglich scheint. Und Kaiser Franz Josef, der sich soeben zu einer kurzen Erholungsreise nach Mentone begeben hat, dürfte kaum in der Lage sein, sich dem Genuß der Ruhe, den er herbeigesehnt hat, ungestört hinzugeben.

* Der **„Allgemeine deutsche Verband"** in Berlin hat, wie wir erfahren, eine **Immediateingabe** an den Kaiser gerichtet, die sich gegen die Abmachungen mit Frankreich über das **Hinterland von Kamerun** wendet.

* Zum **großbritannischen Botschafter** in **Petersburg** ist, wie unsere Leser aus den Telegrammen wissen, der bisherige englische Gesandte in Teheran, Sir F. Lascelles, ernannt worden. Diese Ernennung wird in politischen Kreisen lebhaft erörtert. Unser Londoner ✓-Korrespondent telegraphirt uns darüber: Die Besetzung des britischen Botschafterpostens in Petersburg interessirt auch die nicht unmittelbar betheiligten politischen Kreise. Zwischen den beiden Mächten ist im Osten viel Zündstoff aufgehäuft. Es gilt, mit diplomatischer Geschicklichkeit zu verhindern, daß ein Funken hereinfalle und ein Brand entstehe, der leicht in einen Weltbrand ausarten könnte. Die Ernennung Sir Frank Lascelles, des bisherigen Gesandten Großbritanniens in Teheran, wird als eine sehr glückliche Wahl Roseberys bezeichnet. Auch betrachtet man den Umstand, daß die Wahl dem Zaren sofort genehm war, als eine Bürgschaft dafür, daß etwa entstehende Differenzen im wohlwollendsten Sinne werden erledigt werden. Besonders bedeutungsvoll wird Lascelles' Ernennung dadurch, daß er seit dem Berliner Vertrage England in Bulgarien und Rumänien bis zu seiner Versetzung nach Teheran im Jahre 1891 vertrat. Auch hat Lascelles diplomatische Erfahrungen in Athen und Kairo gesammelt, wie er denn auch fast in jeder bedeutenderen Botschaft gewesen ist und auch zwei Jahre in Washington zugebracht hat. Lascelles ist der Enkel des zweiten Grafen Harewood und der Sohn des früheren Parlamentsmitgliedes; er ist erst 54 Jahre alt.

• • •

Der Wiener „Politischen Korrespondenz", die in diesem Falle als offiziöses Organ der russischen Regierung gelten muß, wird aus **Petersburg** geschrieben: Das Aufsehen, welches die **Enthüllungen des „Figaro"** über gewisse um vergangenen Jahr in Kopenhagen vorgekommene Ereignisse hier erregten, ist ein so nachhaltiges, daß sogar das lebhafte Interesse an dem Handelsvertrage mit Deutschland und an den sich daran knüpfenden Vorgängen in den Hintergrund gedrängt wird. Die Veröffentlichung des Pariser Blattes hat in den **Regierungskreisen**, wie in der Gesellschaft einen sehr ungünstigen Eindruck hervorgerufen. Man ist in hohem Maße darüber unwillig, daß die Person des Zaren in die skandalösen Indiskretionen Pariser Boulevardblätter und mehr oder minder bemakelter französischer Politiker hineingezogen wird, die jede noch so geringfügige Gelegenheit ergreifen, um sich ihren Landsleuten in Erinnerung zu rufen, offenbar in der Hoffnung, auf diese Weise wieder zu öffentlichen Stellungen zu gelangen, von denen sie jetzt ferngehalten werden. Was nun den etwaigen Einfluß des Zwischenfalls auf die russisch-französischen Beziehungen betrifft, ist die Entente der beiden Staaten auf zu wichtige gemeinsame Interessen begründet, als daß diese peinliche Episode ungünstige Nachwirkungen betreffs dieses Einvernehmens zur Folge haben sollte. Nichtsdestoweniger ist aber vorauszusehen, daß die russische Regierung, durch diese Erfahrung belehrt, in Zukunft in ihren diplomatischen Beziehungen mit der französischen Regierung etwas mehr Reserve als bisher beobachten wird, um der Eventualität vorzubeugen, daß wieder einmal wahre oder erdichtete Enthüllungen über die verschiedenen Phasen dieser Beziehungen die Runde durch die Blätter machen. An dieser Vorsicht dürfte man in St. Petersburg mindestens so lange festhalten, als es der französischen Regierung nicht gelingt, wirksame Mittel zum Schutze ihrer diplomatischen Aktionen gegen bellagenswerthe Indiskretionen französischer Blätter und insbesondere der eigenen Funktionäre zu finden.

* Der neue Zwischenfall im **italienischen Parlament**, den uns gestern ein Privattelegramm aus Rom gemeldet, hat sich in der von unserem ✓-Korrespondenten angedeuteten Weise aufgeklärt. Es handelt sich diesmal wirklich um einen Geisteskranken. Es werden jetzt folgende weitere Einzelheiten über diesen Zwischenfall gemeldet: Bei Beginn der Sitzung der Deputirtenkammer wollte ein pensionirter Elementarschullehrer aus Ferrara, Namens Forti, die öffentliche Tribüne betreten und unter dem Vorwande einer Erklärung seinen Ueberzieher anbehalten. Die Thürhüter verweigerten ihm den Eintritt und fanden, als sie seine Kleider untersuchten, in den Taschen Steine vor. Forti erklärte, er hätte diese Steine in der Nähe der Trajanssäule als Andenken gesammelt und wollte ihr spezifisches Gewicht berechnen. Forti wurde verhaftet und auf das Hauptpolizeibüreau geführt. Inzwischen ist der Verhaftete wieder auf freien Fuß gesetzt worden, da sich herausgestellt hat, daß derselbe geistesgestört ist.

Lokal-Nachrichten und Vermischtes.

Hofnachrichten. Am Sonnabend Nachmittag fuhr der Kaiser am russischen Botschafts-Palais vor, kehrte kurz vor 5 Uhr ins königliche Schloß zurück und verblieb bis zur Abendtafel im Arbeitszimmer. Zur Abendtafel war der Flügeladjutant Graf v. Moltke mit einer Einladung beehrt worden. Gestern Vormittag besuchte das Kaiserpaar den Gottesdienst in der Dom-Interims-Kirche.

Der Lesesaal des Patentamtes war früher dem Publikum, das von den dort ausgelegten Patentschriften, Journalen und Büchern Gebrauch machen wollte, von 9 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends geöffnet. Seit einiger Zeit wird der Saal bereits um 5 Uhr Nachmittags geschlossen. Das Publikum wünscht dringend die Wiederherstellung des früheren Zustandes, da in den jetzigen Lesestunden der Raum von Patentanwälten und deren Personal dicht besetzt ist. Es giebt aber außer diesen, die ja allerdings ein lebhaftes Interesse an der ausgelegten Literatur haben, noch zahlreiche andere Personen, die von derselben Einsicht nehmen wollen und dies früher in den Abendstunden bequem thun konnten. Vielleicht wird durch die öffentliche Bekanntgabe dieser Wünsche, die namentlich in Ingenieurkreisen in besonders lebhafter Weise auftreten, erzielt, daß die frühere ausgedehntere Lesezeit wieder eingeführt wird.

Die Stadtverordneten und der Magistrat unserer Hauptstadt kamen, einem schönen Brauche folgend, am Sonnabend Abend in den prächtigen Räumen des Palasthotels zu einem Festessen zusammen, um dessen schönes Arrangement sich die Herren Bulle und Lübsen von der „Vereinigung von 1886", die diesmal die Gastgeberin war, mit bestem Erfolge bemüht hatten. Stadtv. Michelet feierte im Kaisertoast die Handelsvertragspolitik des neuen Kurses. Auf seinen vom Oberbürgermeister Zelle — der ebenso wie Bürgermeister Kirschner als Festgast erschienen war — bestimmten Vorschlag sandte, wie wir, in der Sonntagsnummer kurz mitgetheilt, der Vorsitzende der Fraktion, Dr. A. Meyer, Glückwunschtelegramme an den Kaiser und den Kanzler, worin ihnen der Dank für die Durchführung der Handelsvertragspolitik ausgesprochen wurde. Dr. Meyer sprach sodann in humoristischer Weise über die großen Städte, führte aus, daß die „Väter der Stadt" nur Söhne derselben seien und schloß mit einem begeisterungsvoll aufgenommenen Hoch auf den Herzen Zelle und Kirschner. Der Dank des Oberbürgermeisters, der die in der Anwesenheit der drei großen Fraktionen ausgedrückte Einigkeit der Stadtverordneten feierte, endigte in einem Hoch auf die „Vereinigung von 1886". Dr. Meyer feierte noch die Verdienste und die Thätigkeit des Vorstehers Dr. Langerhans, der in warmen Worten entgegnete und ein Hoch auf die ganze Stadtverordnetenversammlung ausbrachte. Dr. Gerstenberg, Mitglied der „oberen Fraktion" (der Linken), sprach über die Daseinsberechtigung der Fraktionen, die alle das Wohl der Bürger erstreben. Justizrath Horwitz leerte sein Glas auf die Presse, deren Kritik zur Förderung des Gemeinwesens so viel beitrage. Stadtverordneter Dinse, der auf das Wohl der außer den beiden Bürgermeistern anwesenden Magistratsmitglieder trank, verstand es durch Erzählung eines Traumes, den er kürzlich gehabt, seiner Kritik verschiedener städtischer Maßnahmen und seinen Wünschen auf dem Gebiete der Stadtverwaltung „durch die Blume" Ausdruck zu geben. Die mit der Hundrieserschen „Berolina" gezierte humoristische Tischkarte erklärte der Autor derselben, Stadtverordneter Löwel. Die städtische Geschichte des letzten Jahres, in ein satirisch-spöttisches Gewand gekleidet, wirkte, von diesem Historiker vorgetragen, überaus unterhaltend und belustigend. Ob sie auch zur Belehrung und Nutzanwendung bestimmt war? Die auf dem letzten Bilde veranschaulichten 105 Prozent Einkommensteuer werden, so schloß die Erklärung, durch das an der Spitze stehende Quartett — die Fraktionsvorsitzenden Meyer I, Meyer II, Dinse und Singer — hoffentlich auf 100 Prozent reduzirt werden, ein Wunsch, dem wir uns nur anschließen können. Stadtv. Scheiding feierte den Stadtschulrath Bertram, der mit einem Hoch auf die Jugend in der Versammlung antwortete. Justizrath Meyer I toastete auf das Festkomitee, das sich um das schöne Gelingen der festlichen Zusammenkunft in der That sehr verdient gemacht hatte. Herr Fähren, der die, wie die Leser sehen, nicht ganz mühelose Aufgabe hatte, die Meldungen zum Wort entgegenzunehmen und die Redner aufzurufen, zeigte, daß er sich zur Leitung einer parlamentarischen Körperschaft vorzüglich eignen würde. Er sagte nicht etwa: „Kollege N. hat das Wort", sondern trug durch die humoristische Form, in welcher er die Tischredner bekannt gab, wesentlich zur Animirung der Anwesenden bei. Den Beschluß bildeten Toaste der Stadtverordneten Leo und Cassel. Die Stimme der Versammlung aber repräsentirte Herr Jacobi, der auch dieses Jahr wieder zeigte, daß man zugleich ein guter Vater — der Stadt und guter Sänger sein kann. Erst um Mitternacht wurde die Tafel aufgehoben.

Huldigungsfahrt nach Friedrichsruh. Eine zahlreich besuchte Versammlung von Studirenden und Hospitanten der Technischen Hochschule in Hannover beschloß, zum nächsten Geburtstage des Fürsten Bismarck eine gemeinschaftliche Huldigungsfahrt nach Friedrichsruh zu veranstalten. Widerspruch erfuhr der Antrag nur von den Vertretern der katholischen Verbindung „Gothia".

Personalnachrichten. In dem Befinden des Ministers v. Giers ist, wie unter dem 10. d. Mts. aus Petersburg gemeldet wird, eine weitere Besserung eingetreten. — Der Kaiser hat, wie der Landrath v. Waldow bekannt giebt, dem Brandmeister der freiwilligen Feuerwehr zu Neu-Weißensee, Emil Falk, das Verdienst-Ehrenzeichen für Rettung aus Gefahr verliehen.

Kleine Notizen. Die fortgeschriebene Bevölkerungszahl Berlins betrug am 18. Februar 1,696,700. In der Woche vom 18. bis 24. Februar wurden 2425 zugezogene und 1932 weggezogene Personen gemeldet, so daß die Bevölkerungszahl sich am 24. Februar auf 1,697,193 belief. In der Woche vom 25. Februar bis 3. März sind 553 Todesfälle gegen 558 der Vorwoche zur Anzeige gekommen. Unter den Todesursachen figurirt Diphtherie mit 34 Fällen gegen 29 der Vorwoche; von „anderen" Infektionskrankheiten sind 3 gegen 9 der Vorwoche verzeichnet; unter den letzteren entfielen 5 auf Influenza (Grippe).

Die drei stärksten Eichen der Mark Brandenburg und wohl auch die stärksten in unserem Vaterlande befinden sich in der Umgegend von Berlin. Die erste steht unmittelbar am Grunewald im Dorfe Dahlen, 6 Kilometer von Berlin. Nach der Chronik des Ortes steht dieser herrliche Baum seit dem Jahre 1436. Acht Männer vermögen den Baumstamm nicht zu umspannen. Die Höhe beträgt 34 Meter und der Umfang der Baumkrone 26 Meter. Die zweite Eiche steht 30 Kilometer von Berlin bei Finkenkrug; dieser stolze Baumriese wird die Königseiche genannt. In der Rinde des Baumes findet man die Namen von Friedrich dem Großen, Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV., Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III., Alexander v. Humboldt, Theodor Körner, Friedrich v. Schiller, Herder, Rückert, Iffland u. s. w. eingeritzt. Neun Männer sind nicht im Stande, den Baumstamm zu umspannen. Nach den ältesten Chroniken soll der Baumriese um das Jahr 1493 gepflanzt worden sein. Die dritte dieser stolzen Eichen steht unmittelbar an der Chaussee zwischen Werbig und Letschin im Oderbruch, 10 Meilen von Berlin. Zehn Männer sind erforderlich, diesen Baumriesen zu umspannen. Die Höhe des Baumes beträgt 34 Meter und der Umfang der Baumkrone 20 Meter. Nach den ältesten Chroniken des Ortes Werbig soll die Eiche im Jahre 1453 gepflanzt sein.

Begnadigt wurde vom Kaiser der Steinbruchsbesitzer Gödeke aus Tüste, Kreis Lauenstein, welcher vor neun Monaten vom Schwurgericht in Hannover zum Tode verurtheilt worden war. Die Todesstrafe ist in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt. G. hatte eine Frau, mit welcher er in intimem Verkehr gestanden und die seine Pläne, sich durch eine reiche Heirath aus seinen bedrängten Vermögensverhältnissen zu befreien, wiederholt gekreuzt hatte, in einen Hinterhalt gelockt und erdrosselt.

Die in einer Reihe von Blättern, auch von uns in einem Mannheimer Telegramm wiedergegebene Nachricht, daß der Intendant des Mannheimer Hoftheaters, Herr Alois Prasch, nach Ablauf seiner Mannheimer Verpflichtung im Herbst 1895, als Nachfolger Oskar Blumenthals, das „Berliner Theater" übernehmen werde, ist unrichtig. Herr Prasch erklärt auch ausdrücklich, daß jene irrige Meldung von ihm nicht ausgegangen sei.

Falsche Edelsteine. Nach einer nach Hamburg gelangten Mittheilung des Polizeipräsidiums zu Frankfurt a. Main wurde dort vor einigen Tagen ein Kommissionär Chaim Wagner gefänglich eingezogen. Der Verhaftete betrieb in Frankfurt a. M. ein Juweliergeschäft und hat fortgesetzt unechte Edelsteine als echte verkauft. In seinem Besitz wurde eine große Menge unechter Steine vorgefunden und auch eine ziemlich umfangreiche Korrespondenz mit einem Hamburger Agenten. Die Kriminalpolizei in Hamburg nahm daraufhin bei diesem eine Haussuchung vor, und dabei hat ein den Agenten derartig belastendes Material herbeigeschafft, daß zu seiner Verhaftung geschritten wurde. Vorgefundene Papiere ergaben, daß der Verhaftete für den Frankfurter den Verkauf und den Versatz von falschen Edelsteinen und Perlen anstatt echter gegen bedeutende Provision am hiesigen Platze beschafft hat. In einem Falle hat er einer Hamburger Firma für 3000 Mark solcher Steine verkauft.

Blinde Passagiere. Zwei Neger, die sich ohne Geld in Odessa aufhielten, wollten nach Berlin reisen, um hier als Klowns Engagement zu suchen. In genannter Hafenstadt schlichen sie sich auf den zur Fahrt nach Hamburg bereit liegenden englischen Dampfer „Ilios", um mit diesem als blinde Passagiere die Reise zu machen. Als das Schiff sich auf hoher See befand, ließen die armen Teufel sich an Deck sehen und theilten dem Kapitän ihr Vorhaben mit. Dieser war gutmüthig genug und nahm die Schwarzen nach Hamburg mit, ohne sie wegen der begangenen Prellerei zur Rechenschaft zu ziehen. Nach der Hauptstadt des deutschen Reiches dürften, wie der Hamburger Korrespondent meint, die Afrikaner ohne Geld per Bahn schwerlich anlangen.

Gerichts-Zeitung.

Danzig, 10. März. Skandalprozesse pflegen in unserer Stadt nicht allzu häufig vorzukommen, und daher erregte in gewissen Danziger Kreisen ein Prozeß gegen die Wittwe Charlotte Priebe von hier wegen Kuppelei, Erpressung und Bedrohung, welcher heute vor der Strafkammer zur Verhandlung kam, großes Aufsehen. Die Frau Priebe, welche sich in Haft befindet, hatte hier ein „Absteigequartier" für die Lebewelt Danzigs eingerichtet, welches nicht nur von diesen „Damen" der Halbwelt, sondern auch leider von jungen Mädchen aus anständigen Familien und Ehefrauen besucht wurde. Durch das Quartier soll die P. ein gutes Geschäft gemacht haben. Ferner soll sie auf einzelne „Kunden" Erpressungsversuche in der Art gemacht haben, daß sie in verschiedenen Briefen, die aber nicht von ihrer Hand sind, den Herren drohte, ihren Ehegattinnen von ihren Besuchen Mittheilung zu machen, wenn nicht durch die Zahlung einer Geldsumme ihr Stillschweigen erkauft würde. Die heutige Verhandlung fand unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt; es wurde sogar die Vorsicht beobachtet, daß die vernommenen Zeugen nach ihrer gerichtlichen Vernehmung den Saal verlassen mußten, damit keiner derselben die Aussagen der anderen Zeugen erfahre. Eine ganze Anzahl der Zeugen, hierunter meistens die „Damen" (hierunter befanden sich auch einige in den Prozeß gezogene Ehefrauen hiesiger Kaufleute) verweigerten ihre Aussage. Nach vierstündiger Verhandlung wurde das auf vier Monate Gefängniß und die bedeutenden Kosten des Verfahrens lautende Urtheil verkündet. Frau P. wurde aus der Haft entlassen.

Sport-Nachrichten.

Paris, 10. März. (Telegramm des Berliner Tageblatts.) Der Remsstall des verstorbenen Hrn. E. Fould kam heute im Etablissement Chéri zur Versteigerung. Es gelangten insgesammt 35 Pferde unter den Hammer, die rund 300,000 Francs brachten. Die begehrteste Nummer des Katalogs war der sechsjährige Mondeville, eins der besten französischen Hindernißpferde, auf den bei einem Gebot von 52,000 Francs Hr. E. Blanc den Zuschlag erhielt. Beachtenswerth sehr hoch bezahlt wurde der dreijährige Ji y Gît, ein Produkt des Stuart und der Jufidèle, für den Graf Clermont-Tonnerre 25,600 Francs gab, und die nächsttheuerste Erwerbung, der fünfjährige Simoun, geschah seitens des Grafen Zamoyski. Die Versteigerung war, wie stets bei Chéri, überaus zahlreich besucht.

Telegramme des Berliner Tageblatts.

Paris, 11. März. (W. T. B.) Einer Meldung des „Matin" zufolge hat Cornelius Herz an den Verwalter des Reinachschen Nachlasses anderthalb Millionen als Ausgleich gezahlt. Dieser Betrag fällt in Folge des Verzichts der Reinachschen Erben der Panama-Liquidation zu.

Paris, 10. März. (W. T. B.) Heute früh wurden sechs Anarchisten verhaftet.

Bukarest, 10. März. (W. T. B.) Der Senat hat die Handelskonvention mit Belgien einstimmig angenommen.

Buenos-Ayres, 10. März. (W. T. B.) Aus Rio Grande do Sul wird gemeldet, daß General Salgado sich von den Aufständischen losgesagt und ungefähr tausend Soldaten entlassen habe.

Kiel, 11. März. (Privat-Telegramm.) Die Marineverwaltung wird dem Kanonenboot „Brummer" nach erfolgter Indienststellung den Schutz und die Ueberwachung der Nordsee-Hochfischerei übertragen.

Kiel, 11. März. (W. T. B.) Die für die Hinterbliebenen der auf der „Brandenburg" verunglückten veranstaltete Sammlung hat bis jetzt etwas über 100,000 Mark ergeben. Der „Bulkan" sandte 5000 Mark.

Stargard i. Pom., 11. März. (W. T. B.) Verwaltungsgerichtsdirektor v. Schwartz in Stettin ist zum Präsidenten der hiesigen Regierung ernannt worden.

Bern, 11. März. (W. T. B.) Der Schöpfer der neuen Verfassung des Kantons Bern, Rudolf Brunner, der seit 1866 Mitglied des Nationalraths und 1870/71 Präsident desselben war, ist gestorben.

London, 11. März. (W. T. B.) Der Großherzog von Hessen ist gestern Abend nach Ostende abgereist.

Rom, 11. März. (Privat-Telegramm.) Der in Macomer (Sardinien) ansässige reiche englische Gutsbesitzer Percy wurde, als er mit seiner Schwester zu Pferde einen Ausflug unternahm, von Briganten überfallen. Beide Ueberfallenen entkamen. Die Kleider Percys wurden von ihnen nachgesandten Kugeln durchlöchert. Er selbst blieb unversehrt.

Rom, 11. März. (Privat-Telegramm.) Im Scalatheater zu Mailand kam es bei der gestrigen Aufführung der Walküre zu einer heftigen Prügelei zwischen Wagnerianern und Antiwagnerianern. Die letzteren stürmten das Orchester, schlugen den Dirigenten in die Flucht und erzwangen den Schluß der Vorstellung noch vor Beendigung des ersten Aktes.

Turin, 11. März. (W. T. B.) Kossuth hat eine unruhige Nacht verbracht.

Wien, 10. März. (W. T. B.) Der Valuta-Ausschuß nahm in der Spezialdebatte unverändert die ersten vier Artikel des Gesetzentwurfes betreffend die Einlösung von 200 Millionen Staatsnoten an. Im Laufe der Debatte trat der Finanzminister dem Antrage, nur 100 Millionen einzulösen, entgegen, da das zur Ausführung des Regierungsprogrammes erforderliche Geld thatsächlich vorhanden sei.

Rom, 10. März. (W. T. B.) Wie das „Bollettino delle Finanze" meldet, ist im Ministerium des Schatzes eine Vereinbarung auf Lieferung von 10 Millionen Nickelmünzen mit dem Vertreter der Fabrik von Arthur Krupp in Berndorf unterzeichnet worden, da die von Krupp gestellten Bedingungen günstiger als diejenigen der 13 anderen sich um die Lieferung bewerbenden Metall-Handelshäuser waren.

Washington, 10. März. (W. T. B.) Dem Jahres-Berichte des Ackerbaubüreaus zufolge betrug der Vorrath an Weizen bei den Pächtern am 1. März d. J. 115,060,000 Scheffel, das heißt 28⁸/₁₀ pCt. der auf über 381,500,000 Scheffel geschätzten Ernte von 1893. Der Vorrath an Mais wird auf 589,000,000 Scheffel, das heißt 36⁴/₁₀ pCt. der Ernte von 1893 geschätzt.

Wien, 10. März. 12 Uhr 10 Min. (H. T. B.) Sonntagsverkehr. Kreditaktien 366,75, Lombarden 109,75, Staatsbahn 330,25, Elbethal 257,50, Alpine 64,90, Ungarn 118,25, Marknoten 61,10. — Tendenz: Still. Alpine matt.

Antwerpen, 10. März. (Telegramm von Joh. Dan. Fuhrmann, mitgetheilt durch Joh. Dan. Fuhrmann in Berlin.) Deutsche Laplatagas Kontrakt B per Juni 4,25 Frcs. bez., per September 4,32½ Frcs. bez.

London, 10. März. Wollauktion. Wollpreise fletig

Newyork, 10. März. Die Börse eröffnete fest, wurde im weiteren Verlaufe träge und schloß schwach. Der Umsatz der Aktien betrug 111,000 Stück. Der Silbervorrath wird auf 185,000 Unzen geschätzt.

Newyork, 10. März. Abends 6 Uhr. Warenbericht. Baumwolle in Newyork 7⁹/₁₆, do. in New-Orleans 7¹/₄. — Petroleum roohig, in Newyork 5,15, do. in Philadelphia 5,10, do. rohes 6, do. Pipeline Certif. per April 68⁹/₈. — Schmalz Western Steam 7,80 do. (Rohe u. Brothers) 7,55. — Mais fest, per März 48⁵/₈, per April 43, per Mai 43. Rother Winterweizen 69¹/₄, do. Weizen per März 61⁹/₄, per Mai 63⁹/₄, per Juli 66, per Dezember 71¹/₄. — Getreidefracht nach Liverpool 2¹/₂. — Kaffee fair Rio Nr. 7 17⁹/₈, do. Rio Nr. 7 per April 16,12, do. per Juni 15,52. — Mehl (Spring clears) 2,15. — Zucker 2¹³/₁₆. — Kupfer loco 9,75.

In Weizen schwächte sich nach Eröffnung etwas ab auf günstigere Wetter in Westen und unbedeutende Realisirungen, später trat Erholung ein. Schluß fletig. — Mais Anfangs etwas abgeschwächt, später trat auf bedeutende Käufe Erholung ein. Schluß recht fest.

Verantwortlich für den politischen Theil: Ernst Grüttefien; für den Handelstheil: J. Wiener; für Lokales, Vermischtes und Gerichts-Zeitung: Sig. Perlis; für das Feuilleton: Fritz Engel; für den übrigen redaktionellen Theil: Karl Glünther; für die Inserate: O. Giesmann. Sämmtlich in Berlin.

Theater • Concerte Vergnügungen

Königl. Schauspiele.
Montag. **Opernhaus.** 63. Vorst. Auf Allerhöchstes Begehr: Fünfter Gesellschaftsabend.
Das Rheingold von Richard Wagner. Anfang 7½ Uhr.
Schauspielhaus. 70. Vorstellung. **Die Hermannsschlacht.** Drama in 5 Aufzügen von Heinrich von Kleist. Anfang 7½ Uhr.
Dienstag. **Opernhaus.** 64. Vorstell. **Mara.** Oper in einem Akt von Ferdinand Hummel. Hierauf: **Puppenfee.** Pantomimisches Ballet-Divertissement, von Hahreiter und Gaul. Musik von J. Bayer. Zum Schluß: **Bajazzi (Pagliacci).** Oper in 2 Akten von R. Leoncavallo. Anfang 7½ Uhr.
Schauspielhaus. 71. Vorstellung. **Was ihr wollt.** Lustspiel in 4 Aufzügen von Shakespeare. Anf. 7½ Uhr.

Deutsches Theater.
Montag: **König Lear.**
Dienstag: **Der Herr Senator.**

Lessing-Theater.
Montag u. folgende Tage: **Madame Sans-Gêne.**

Berliner Theater.
Montag: **Narziß.** Anfang ½8 Uhr.
Dienstag: **Dorf und Stadt.**

Residenz-Theater.
Der Maskenball. Anfang ½8 Uhr.

Neues Theater.
Montag: **Marguerite Bernard.**
Dienstag 3. 25. M.: **A Basse Porte.**

Theater Unter d. Linden.
Der Obersteiger. Anfang 7½ Uhr.

Friedrich-Wilhelmstädtisch. Theater.
Der lustige Krieg von Johann Strauß. Anfang ½8 Uhr.

Adolph Ernst-Theater.
Charleys Tante.
Vorher: **Die Bajazzi.**

Central-Theater.
Ein gesunder Junge!
Posse m. Gesang in drei Akten von Jean Kren.

Apollo-Theater.
Täglich um 10 Uhr:
Baronin v. Rahden
mit 2 Pferden, **Hamlet** u. **Czardas.**

Reichshallen-Theater.
Elite-Programm!
Ada Walden — 3 Romanetos — Kate Daxy 7 Clifell — Vera Marlo — Hanna Ebert Geb. Schefold — Peterra — Affe als Schulreiterin 2c.
Anfang 8 Uhr.

Wintergarten.
Neues Programm
und die herrlichen **Lebenden Bilder.**

Gebr. Richter-Theater.
Täglich: **Lustige Friedeker.**

Victoria-Brauerei
Lützowstr. 111/112.
Montag:
Stettiner Sänger.
Anfang 8 Uhr.
Entrée 50 Pf.,
i. Vorverkauf 40 Pf.
Ganz neues Programm!
Dienstag: **Böhmisches Brauhaus.**

Circus Renz
(Karlstraße).
Montag, 12. März, Abds. 7½ Uhr.
Auf, auf zur fröhlichen Jagd!
Pferde- und Eselrennen. Ballet von 100 Damen. Menge von 40 Hunden.
Reiter: **Grande Quadrille de la haute équitation,** ger. von 6 Damen und 6 Herren; **4 arabische Schimmelhengste,** als Fahrenpferde vorgeführt von Direktor **Fr. Renz.**
Die Post, m. 12 Pferden, ger. v. Herrn **Gastav;** die **klassischen Spiele in der Luft,** ausgef. v. d. **Troupe Daineff;** **Die Handstehroboten** Gebr. **Detroit** 2c.
Dienstag: **Auf, auf zur fröhlichen Jagd! Fr. Renz,** Direktor.

Berliner Aquarium.
Unter den Linden 68a, Ecke der Schadowstrasse, Eingang Schadowstr. 14.
Eintrittspreis
1 Mark.
Reichhaltige Ausstellung von Land- und Seethieren, wie: Affen, Riesenschlangen, Krokodile, Hai- und Tintenfische, etc.

Concert-Haus.
Karl Meyer-Concert.
Hôtel Cölnischer Hof, Kranzenstr. 48. Hôtel-Gäste haben freien Eintritt.

Gelegenheits-Dichtungen
I. M.
Berlin **ansbacher,**
W., Steglitzerstrasse 20.

Ballhaus.
Joachimstrasse 20.
Täglich: Grosser Ball à la Moulin Rouge, Paris.
Tanzgesellschaft: Marmorstein.
Kapellmeister: Gyiczy Lacsi und Grossmann.

Rackow, Ind. e. Professors sowie Ehrendipl. für Kalligr., lehrt in 15 Stund. Schönschreiben unter Garantie, Nichtgefallenden Honorar. Handelswissenschaft, Sprachen verständlich u. brieflich.
47. Leipzigerstr. 47. 1867.

Bücher billig!
Brehm's Thierleben, 3. Aufl., 10 Bände statt 150 für 100 M.
Meyer's Konv.-Lexikon, 4. Aufl., 17 Bde. statt 170 für 78 M.
Brockhaus' Konv.-Lexikon, 13. Auflage, 17 Bde., statt 162 für 62 M.
Pierer's Konv.-Lexikon, 7. Aufl., 12 Bde. statt 102 für 50 M.
Gervin's Weltgeschichte (illustr.), 2. Aufl. 8 Bde., statt 78 für 40 M.
Buch der Erfindungen, 8. Aufl., 8 Bde. statt 78 für 40 M.
Sämmtl. Werke sind wie neu. Originalbände, neueste vollständige Auflage.
Aug. Sauer, Berlin O. 27.

Neuerdings erscheint
Die Modenwelt
ohne Preis-Erhöhung in jährlich 28 reich illustrirten Nummern von je 12, statt bisher 8 Seiten, nebst 12 großen farbigen Moden-Panoramen mit gegen 100 Figuren und 14 Beilagen mit etwa 280 Schnittmustern.
Vierteljährlich 1 M. 25 Pf. = 75 Nr.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Katalog: Nr. 4252). Probenummern in den Buchhandlungen gratis, wie auch bei den Expeditionen
Berlin W. 55. — Wien I, Operng. 3.

Begründet 1865.

300 Sack Caffee
durch Flutwasser beschädd., werde ich am Montag d. 12. Vorm. 10 Uhr auf dem Königl. Packhofe, Magdalenenstr. Schleppe, meistbiet. verk. Besicht. v. 9½ Uhr ab. **Helmdt.**

Nur durch sorgfältige Mischung erreicht man einen wohlschmeckenden und nicht theuren
Thee.
Wer mit der **ostfriesischen** Thermischung einen Versuch macht, wird durch die außerordentlichen Vorzüge zu dauerndem Bezuge sich entschließen.
Ich empfehle
Ostfriesische Mischung
A. B. C. D. E.
M. 2.50 3.00 4.00 5.00 6.00
per Pfund gegen Nachnahme.
C. H. Goldhammer,
Leer in Ostfriesland.

Wein-Gelegenheitskauf.
Bestände aus der Weinerschen u. a. Konkursmassen werden billig abgegeben. Champagner à 12 M., Rotte 12, 15 u. 18 M., Ital. Rotwein 70, Portw., Ungarw. 1,00, Sherry 1,25, Madeira 1,50, Rum 1 1,50—3, Cogn. 1,25, 2-5 M. Jakobli. 9 u. Rittersk.†

Reinen Prima selbstgekelterten
Aepfelwein,
von nur **la Taunusobst** hergestellt, empfiehlt zu billigsten Preisen im Gebinden von 20 Liter ab
Ph. Ziegler,
Höchst a. M.

9 Rennaugen,
Postschecken ca. 60 Stück 5.00 M.
Sandmann's Auktionshalle,
An der Stadtbahn 36, Berlin.
Auktion täglich 9 Uhr Vormittags.

Deutscher Cognac
J. H. Berthelmer & Co.,
Emmendingen.
Hochfeines, aus badischen Trauben erzeugtes Produkt. Proben an Wiederverkäuf. r. gratis u. franco.

Auf die
Königliche Tafel
kommt täglich als Nachtisch der vorzüglich bekannte
Kronenkäse.

Westfäl. Schinken,
sehr delikat u. vorzügl. zum Rohessen, Holzrauch, amtl. untersucht, 8—20 Pfd. schwer, à Pfd. 90 Pfg. geg. Nachn.
M. Steinberg, Bhw.,
Fredeburg (Westf.).

Pianinos in großer Auswahl zu Kauf und Miethe empfiehlt die seit 1830 bestehende Pianoforte-Fabrik von **Conrad Krause,** Marxgrafenstraße 88.

Für fünf Mark
versenden wir franco 1 Ctll von 10 Pfd. gleich 50 Stück beim Pressen beschädigte, feine milde Seifen, schön sortirt, nach freier Wahl der Besteller, in Veilchen, Rosen, Honig, Wirsichblüth, Kieseline, Gold-Cream, Glycerin-Gold-Cream, Mandelkleien u. **Bergman & Co.,** Toilettenseifen- u. Parf.-Fabrik, **Berlin NW.,** Thurmstr. 74. Teleph. Moabit 17.*

BESORGT IHRE FRAU SELBST DIE WÄSCHE?

Wenn Sie Ihre Gesundheit und Wohlergehn schätzen, und das Haus von Dampf und schlechtem Geruch frei halten wollen, und zu dem noch Brennmaterial, Soda und Waschpulver zu ersparen wünschen,

SO KAUFEN SIE IHR DIE

Sunlight Seife.

Eine gebrauchte
Locomobile
16—18 H. P., mit 2 Cylindern, englisches Fabrikat, ein gebrauchter
Fieldrohrkessel
8 qm. Heiziff. (dies Jahr neu angeschafft) mit **liegender 6 H. P. Maschine** (nur 1 Jahr gebraucht). Ein gebrauchter
Fieldrohrkessel
5 qm. Heiziff. mit liegend **3 H. P. Dampfmaschine** auf gemeinsch. Fundamentplatte. Ein gebrauch er
Altmann'scher Dampfmotor
4—5 H. P., Kessel und Maschine getrennt. Ein gebrauchter
Altmann'scher Dampfmotor
2 H. P. Maschine auf dem Kessel montirt, beide gründlich renovirt so gut wie neu. Alles in bestem Stande unter Garantie billig abzugeben.
F. Ruthe, Berlin O., Andreasstr. 64.

Masson-Auflagen,
druckt am billigsten
Fr. Wattrodt,
Wittenberg (Bez. Halle)
Eig. Buchdruckerei m. Dampfbetrieb.

500 garantirt **echte Briefmarken,** **enthaltend mehr als 250 verschiedene,** z. B.: Mexico, Venezuela, Costa-Rica, Victoria, Serbien, Brasil, Chile, Indien etc. nur 2 M. **Otto Wiering Nachf., Hamburg.***

Möbel-Offerte.
Zimmereinrichtungen, einfache wie elegante in gediegenster Ausführung, bestbelegte billig. Garnituren in Plüsch u. Seide, Paneelsophas, Divans, Büffets, Schreibtische, Kleiderschränke, Bücherschränke, Vertikows, Tische, Spiegel, Bettstellen, Kinderbettmöbel zu besonders herabgesetzten Preisen.
G. Domker, Mühlstr. 11, I.*

Lagerverkauf
v. Strümpfen, Handschuhen, Trikotag. u. Wolle. **G. Schwalger,** C., Weinmeisterstr. 66.

Nachtigallen aus China
Schläger, St. 9 Mk.,
Paar 12 Mk., wobei amerikanische Nachtigallen St. 12 Mk., 600 Paar entzückend bunte Gold-finken, Paar 5, 3 Paar sortirt 12 Mk., Zwergpapageien, Paar 6, sprechen lernende kleine Papageien St. 6 und 9 Mk. Gefällige 100 St. 7.70. Versand **unter Garantie lebender Ankunft** der Nachnahme **H. Kumos, Warmbrunn i. Schl.**
Weltversand-Geschäft.

Zwei schneidige
Ponnies
sind zu verkaufen bei
Becker, Strausberg II. Ostbahnhof.†

Einige gebrauchte Pianinos,
vorzügl. erhalten, stehen bei uns gegenwärtig zum billigen Verkauf.
T. Trautwein'sche Musikal.-Handlung u. Pianoforiefabrik, gegr. 1820.*
Berlin W., Leipzigerstr. 119/120, I.
Gewissenhafte Ausführung.

Pianos billigst. Theilzahlg. **Heidrich,** Alexanderstr. 31 (Polizeipräsid.)

Die internationale Gummi-Waren-Fabrik empf. weltberühmt. englisch. u. französisch. Artikel. **Illustr. Prachtcatalog 20 Pfg.** **Jul. Gericke,** Berlin NW., Mittelstr. 22.

Damen bess. Stände f. a. Rlid. u. Ausk. sich. Hilfe i. diskr. Angelegenh. Frau Geb. M., Moabiterstr. 55. II. mdl.*

Die Internationale Correspondenz-Association
(egr. 1889, gänzlich vorgenannt 1893) verfolgt den **ausschließlichen Zweck,** ihren Mitgliedern gebiegene und gleichstehende internationale Beziehungen zu gewähren. Jedes Mitglied des Vereines erhält monatlich die Liste sämmtlicher Mitglieder, wovon nicht nur ihre genauen Adressen mitgetheilt sind, sondern auch die Sprachen, welche jedes einzelne Mitglied schreibt und liest und die Fächer, für welche es sich interessirt.
Statutengemäß ist jedes Mitglied berechtigt, an ein beliebiges anderes Mitglied ohne Umschweife eine Correspondenz zu richten, und der Empfänger ist verpflichtet, dieselbe zu beantworten. Wenn Gründe vorliegen, darf jedoch die Antwort auch ablehnend lauten. Durch diese **einzig dastehende, originelle Organisation** kann jedes Mitglied die verschiedensten Zwecke erreichen. In erster Linie wird ein **brieflicher Gedankenaustausch in beliebiger Sprache mit hochgebildeten Männern und Frauen aller Nationen** ermöglicht. Daran schließt sich **die Uebung in fremden Sprachen durch den Briefwechsel mit den Angehörigen der betr. Nationen.** Besonders vom Kaufmannsstande stark frequentirt. — Das Bevorzugen und Bevorzugtsein seiner Commissionen an irgend einem Orte der Welt ergiebt sich aus der Vereinsangehörigkeit von selbst als bedeutender Vortheil, welcher starke Anziehungskraft besonders auf solche ausübt, welche fern von dem Centrum des Verkehrs, über seine **netzartig die ganze Welt umspannende Beziehungen verfügen.**
Dem **Fachschriftsteller** und **wissenschaftlichen Beobachter** dient unser Verein als Lexikon. Beabsichtigt er Informationen von irgend einem beliebigen Orte über eine beliebige Frage, so braucht er sich nur an jene Adresse zu wenden, welche er als die ihm entsprechendste der Mitgliederliste entnommen hat. — Der **Sammler** findet im Schoße der **Internationalen Correspondenz-Association** folgendes: **L.-C.-A.** hat kostenlos **ergiebigste Gelegenheit zu regem Tauschverkehr.**
So ist die I.-C.-A. berufen, Jedermann zu den verschiedensten harmlosen, praktischen und idealen Zwecken zu dienen, und ermöglicht Jedem den Beitritt, da weder Konfessionszwang, weder ein Geheimbund ist, noch politische, religiöse oder Parteizwecke verfolgt. **Daher vereinigt unser Verein in seinem Schoße alle der Intelligenz angehörenden Berufsklassen, u. Jeder kann sich aus den Mitgliederlisten nach freiem Belieben seinen Umgang wählen.**
Ehrenmitglieder der I.-C.-A. sind: **Bertha Freiin v. Suttner** und **Geh. Hofrath Prof. Jos. Kürschner.**
Die I.-C.-A. wurde durch hervorragende in- und ausländische Körperschaften und Zeitungen **wärmstens** empfohlen und ist mit anderen Unternehmungen, welche einen ähnlichen Namen führen u. nachgewiesenermaßen unreelle Ziele verfolgen, nicht zu verwechseln. Die I.-C.-A. besitzt keine Zweigniederlassung und wird von der Centrale geleitet. Die Centrale befindet sich auf dem Rittergute des Präsidenten, und übt die Gutsgenehmigung des Ortes keinerlei Einfluß auf die präzise Verwaltung unseres weltumfassenden Organismus aus.
Auch der Weltfachschriftsteller kann Mitglied der I.-C.-A. werden, da er sie, wie ein Lexikon, nur dann zu benützen braucht, wenn er eben das Bedürfniß dazu fühlt.
Die Einschreibgebühr beträgt 1 Mark, die Jahresbeitrage 6 Mark. Wer nach dem 1. Juli oder nach dem 1. October beitritt, zahlt für den Rest des Jahres 3, bes. 2 Mark **und** die Einschreibgebühr. Monatlich erscheint die Mitgliederliste und das 8 Quartseiten starke **Vereinsorgan** welches sehr verzügliche Original-Artikel bringt. Beides erhalten alle Mitglieder gratis und franco. Prospecte, Probenummern und Anmeldepapiere sendet auf Verlangen sofort **kostenfrei das**
Präsidium der I.-C.-A.
(Adalbert von Majersth)
in Bolleso im Waagthal (Ungarn).*

Zimmercloset
mit Torfmull
D. R. P. No. 70119 u. 57948
Tausende im Gebrauch.
Prosp. m. ärztl. Refer. grat.
Hermann Wolff,
Berlin NO., Friedensstraße 99.

Gummi-Artikel
von **Raoul & Cie, Paris.**
Illustrirte Preisliste gratis.
W. Mähler, Leipzig S.*

Frank's Hotel Bellevue Aachen.
Im Centrum der Stadt.
Altbekanntes Haus für Kaufleute. †

Kneipp-Kur.
Illustr. Prospect gratis.
Dr. Loh, Wiesbaden.
(Am 1. April Eröffnung meiner Anstalt in **Niederwalluf a. Rh.**)

Kohlensaure Bäder im Hause.
Grösster Erfolg. In Krankenanstalten in Anwendung. Von vielen Aerzten verordnet. Materialien pro Bad incl. Apparat: Anleitung u. Zustellg. 1 M. 20.
Laboratorium von **Quaglio,**
Berlin NW., Brücken-Allee 11.*

Patente aller Länder erwirken und verwerthen
Brügelmann & Hirschlaff,
Ingenieure,
Berlin SW., Zimmerstr. 13, I.*

Damen bess. Stände f. a. Rlid. u. fr. Rücker. sichere Hilfe. Rudolf S. Geb. **Baumann,** Kochstr. 20. Hdbert. Gaudk.*

Vereinsbrauerei Rixdorf.

Das **Lagerbier** der **Vereinsbrauerei** ist das **malzreichste Berliner Lagerbier,** Stammwürze **14,26 pCt.**

„Berliner Kind'l"
Stammwürze **14,78 pCt.,** also **malzreicher** wie die echten Pilsener Biere.

„Spalter-Bräu"
Stammwürze **15,81 pCt.,** mithin **malzreicher** wie die echten Münchener Biere.

Der Gehalt der Biere ist festgestellt und wird dauernd kontrollirt durch den vereidigten Gerichtschemiker Herrn Dr. Bischoff.

Rothwein, kräftiger Tischwein, gegen Zucker-, Magenleiden und Blutarmuth à Fl. 1 M., 10 Fl. 9 M. Ungarwein, angenehm süß, à Ltr. 1.60 M., 10 Ltr. 15 M. Cadwein à Fl. 1,50, Ltr. 2,— M. Mosel à Fl. 60 Pf. Weißwein zur Bowle à Fl. 50 Pf. Ingwer-, Pomeranzenlikörer à Ltr. 1,40 M. Steinhäger à Fl. 1,— M.
Himbeer-, eingekocht, à Ltr. 1.20 M. Citronensaft à Ltr. 1,50 M.
Sternberg & Sohn, Berlin, Brüderstr. 22/23. Telephon-Amt I. 202.*

Hammond
Schnellschreibmaschine.
F. Schrey, Berlin SW., 19.

A. Dellachà
Moncalièri bei Turin, Italien.
Grosse Wachsstreichholz-Fabrik.
Specialität: **Fünfminutenbrenner.**
Auszeichnungen: Wien 1873, Philadelphia 1876, Mailand 1881, Nizza 1883. Grosse goldne Medaille Turin 1884, Mendoza 1885, Buenos-Ayres 1886. Goldene Medaille zuerkannt von der Königlich Italienischen Regierung.
Niederlage b. Max Landé, Berlin O., 14 Raupachstrasse.
A. Dellachà
5 Minuten-Brenner

Börsen-Geschäfte
per Cassa, Zeit und Prämie zu coulantesten Bedingungen mit ⅛ % Provision. — Stets genaueste und beste Informationen kostenfrei.
Albert Krämer, Bankgeschäft, Berlin C., Kaiser Wilhelmstr. 38.

W. Höffert,
Königl. Hofphotograph
Unter den Linden 24 u. Leipziger Platz 12.
Aufnahme zu jeder Tageszeit.
Specialität: Vergrösserungen.

An fertig **gepflasterten** und **kanalisirten** Straßen, ist im vordersten Theil von **Neu-Weissensee** billiges Bauland, für **jede Fabrikanlage** vorzüglich geeignet, zu verkaufen. Provisionsfreies Baugeld.
Näheres **Heilsgeistkirchstraße 38, I.** 9—4 Uhr.
Terrain-Gesellschaft Weissensee in Liqu.

Garnvertreter
für die Branche gesucht von einer leistungsfähigen englischen Gravefirma. Auch fachkundige u. bestens in Tuchfabrikationskreisen eingeführt sein.
Antworten mit Angabe genauer Details unter **J. L. 7893** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Goslar
am Harz.
Fortzugshalber ist eine Villa inmitten schöner Gartenanlagen liegend, mit großem Gemüsehause und Gärtnerwohnung zum Brandkassenwerth zu verkaufen. Die elegant eingerichtete Villa enthält 11 heizbare große Zimmer, sehr große Küche, Speisekammer, 4 Kammern 2c. Größe 1½ Morgen. Anzahlung mäßig. Näheres bei Amtmann **L. Wendland, Goslar,** Mauerstraße 9.

Die herrliche
Villen-Colonie
Lössnitz-Dresden
(gen. K. Riga) bietet die denkbar günstigsten Bedingungen zum Ankauf von Villen-Grundstücken in jeder Preislage und empfiehlt sich das Kaufmänn. Bureau des Unterzeichneten zur **kostenfreien** Vermittelung bei gewissenhafter Ausführung.
H. Leube in Kötschenbroda.*

Für eine ältere Fahrräder-Fabrik mit lohnenden Nebenbranchen wird, wegen Austritt des bisherigen Theilhabers, ein tüchtiger oder stiller
Theilhaber
event. auch
Commanditist
mit einer Einlage von 60,000 M. baldmöglichst gesucht.
Offerten unter **J. P. 7351** beförd. die Expedition dieses Blattes.

Zeitweise finanzielle Unterstützung
für solvente Fabrikanten und Greffisten coulant und discret. Offerten unter **J. Y. 7239** bef. **Rudolf Mosse, Berlin SW.***

Mannheim
Kaufm. Verein
Central-Stellen-Vermittlungs-Bureau
4 verbind. kfm. Vereine Badens à 2 Pfg. Mitglied des Stellenvermittlungsbundes kaufm. Vereine. Wir empfehlen unsere erfolgreiche Stellenvermittlung — Prinzipalen und Gehilfen. Einschreib-Gebühr für Nichtmitglieder Mark 1.50. — Bedingungen kostenfrei.

Ein **Postsekretär a. D.,** 46 J. alt, **Abiturient, des Franz. und Engl. mächtig, sucht Stellung** in ein. größ. Stadt. Gefl. Offert. unt. **A. W. Alten stein, postlagernd.**

Ueber die vortreffliche Wirkung der Johann Hoff'schen Malzpräparate

äußern nachstehend die Consumenten:

Berlin, Oranienburgerstraße 60/3.

Die vortreffliche Wirkung, welche Ihr von mir bei Respirationsleiden, Husten, Blutarmuth angewendetes Malzextract-Gesundheitsbier und Ihre Malzchocolade hervorbrachten, veranlaßt mich, Ihnen zu danken und gleichzeitig um eine neue Sendung zu bitten. Diese Präparate habe ich seit etwa 10 Jahren sowohl bei den schon angeführten Krankheitszuständen, als auch in der Reconvalescenz mit bestem Erfolge angewendet, was ich den meinen Familie nahestehenden Aerzten gegenüber immer wieder betone. **A. Euler,** Lehrerin.

. . . . . Von der Wirkung Ihres Fabrikats kann ich Ihnen berichten, daß dasselbe als ein Kräftigungs- und Nahrungsmittel **durch kein anderes ersetzt werden kann in chronischen und erschöpfenden Krankheiten.** **Dr. Kampf,** prakt. Arzt in **Gollanes** (Reg.-Bez. Bromberg.)

An Herrn Johann Hoff, Königl. Sächs., Griech., Rumän. Hoflieferant, in Berlin, Neue Wilhelmstr. 1.

Berliner Lampen- u. Bronce-waaren-Fabrik vormals C. H. Stobwasser & Co.

Act.-Ges.

Fabrik SO., Reichenbergerstraße 156.

Verkaufs-Geschäfte:

Unter den Linden 33, Ecke der Charlottenstraße. **Wilhelmstraße 42a,** Ecke Zimmerstraße.

Schöneberg, Hauptstraße 1,

empfehlen ihre reichhaltigen Läger **eigener Erzeugnisse** in den **geschmackvollsten Modellen** und gediegener Ausführung von

Gas- und Elektrische, Petroleum- und Kerzenkronen,

sowie **Beleuchtungsgegenstände** aller Art.

Für Neu-Einrichtungen dienen wir gern mit Zeichnungen und Voranschlägen.

Uebernehmen Kronen ꝛc. zur Umarbeitung. †

Zu beziehen durch alle Wein-Gross-Handlungen.

Kupferberg Gold.

Deutscher Sect feinster Qualität Ch. Adt. Kupferberg & Co., Mainz Grossherzoglich Hessische u. Königlich Bayerische Hoflieferanten

---

20 Procent Provision.

Bedeutende deutsche **Cognacbrennerei** sucht solide **Agenten.**

Adr. **W. 1/2 postl. Worms.** †

Groesstes **Patent-** Bureau DEUTSCHLANDS

H. & W. Pataky

CENTRALE

BERLIN NW. 100 Luisenstr. 25a.

VERTRETER für PATENT-VERWERTUNG

Über 2½ Millionen für über 2 Millionen Mk. VERWERTUNGS-VERTRÄGE abgeschlossen

PROSPECTE gratis & franco!

Theer-Schwefel-Seife

v. Bergmann & Cie., Berlin NW. u. Frankfurt a. M.

anerkannt wirksamstes Product gegen alle Arten Hautunreinigkeiten als **Flechten, Finnen, rothe Flecken, Mitesser** ꝛc. wie zur Erlangung und Konservierung eines **zarten Teints** und einer weißen, jugendfrischen Gesichtsfarbe.

Man achte genau auf unsere älteste, allein ächte Marke

Dreieck mit Erdkugel u. Kreuz

Alles Andere sind werthlose Nachahmungen.

Ueberall zu 50 Pfg. pro Stück käuflich.

Unentbehrlich für jeden Haushalt sind heizbare Badestühle verbesserter Konstruktion, in welchen man sich mit 5 Pfennig Kohle in 25 Minuten ein warmes Vollbad bereiten kann. In „jedem" Zimmer sofort aufstellen. Mit „jedem" Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preislisten gratis und franco.

Kosch & Teichmann, **Berlin S.,** Prinzenstr. 45. **Fabrik heizbarer Badestühle und Badewannen,** Zimmerclosets, Deuchel-Apparate ꝛc. **Viele Anerkennungsschreiben.**

Locomobilen,

neue und gebrauchte, verkaufen und vermiethen

Glogowski & Sohn,

Berlin N., Chausseestr. 25, a. Oranienburger Thor **Maschinenfabrik u. Gesellschmiede i. Znaworaslaw.**

Stärkste Lithiumquelle der Welt

ist der **Salzschlirfer Bonifacius-Brunnen.** Größter Heilerfolg gegen Gicht, Nieren- und Blasenleiden, Harngries, Nieren-, Blasen- und Gallensteine, Rheumatismus, Magen- und Darmleiden, Hämorrhoiden, Verstopfung ꝛc. — Gebrauchsanweisung, Analysen und Brunnenverkauf durch die **Brunnenverwaltung in Salzschlirf,** sowie durch alle Mineralwasserhandlung u. Apotheken.

NB. Das im Handel vorkommende ordinäre Salzschlirfer Salz ist nur künstliches werthloses Fabrikat; aus den hiesigen Quellen werden keine Salze bereitet.

Nur in ihren eigenen zur Anstalt gehörigen Stallungen gewonnene für Kinder und Kranke erfolgreichste Milch

liefert die

Milchkur-Anstalt am Victoriapark

von Oekonomierath Grub, SW., Kreuzbergstr. 27/28. †

Bettenreinigung mit **Dampfbetrieb.**

Die neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Hygiene lehren uns, daß die ganze Reihe der infectiösen Erkrankungen wie Influenza, Cholera, Diphtheritis u. Scharlach ihre Weiterverbreitung durch Aledumgstücke, namentlich aber durch Betten geschieht. Ist es daher Pflicht einer jeden Hausfrau, die Betten nach Benutzung einer längeren Zeit einer Reinigung zu unterwerfen so ist es unbedingte Nothwendigkeit, die Betten, auf denen ein Kranker gelegen, einer Reinigung zu unterziehen. ☞ Wärmlich vielfach empfohlen. Anerkennungsschr. liegen zur gefl. Ansicht bereit.

Abholen und Wiederbringen der Betten geschieht kostenfrei.

T. M. Retzlaff,

Größtes Bettfedern-Specialgeschäft, **Brückenstraße 6** (Zaunowbrücke).

Kundmachung.

Die ganzen Bestände: diverse abgelagerte **reine Naturweine,** Spiritusen ꝛc., sowie Keller- und Comptoir-Einrichtungsgegenstände der

Concursmasse

der Weinhandels-Gesellschaft **Paul Pohle & Co.,** Berlin, Friedrichstraße, sollen einzeln verkauft werden, und zwar:

Cognac- Marken: **Contempre** à Fl. 1,30 Mk., 3 Sterne 1,75 Mk., in Bastgeff. 2,05 Mk. **Cur-Her Frères,** Orig. à 3,20 Mk., feinste Marke 4,20 Mk.

Bordeaux- Marken: Emilion 80 Pf. Margeaux 1,15. **Beaumont** 1,40, **Ch. Giscours** 1,60, **Grand Latour** 2,00, **Ch. Longueville** 2,15.

Portwein v. Gordon Ramirez u. Co., London, 1,50 Mk., alt 1,75.

Sherry 1,45 Mk., alt 1,60.

Champagner: Jourdan 1,25 Mk. **Moncholx** 1,15 Mk., guten, alten **Rum** u. **Arac** à Fl. 1,50, 1,75 Mk.

Rheinwein: **Lorcher Deshemer** 0,95 Mk., **Rüdesheimer Berg** 1,35, **Hochheimer** 1,55, **Hochheimer Dom Pech.** 1,85.

Moselweine: **Graacher** 68 Pf., **Moselblümchen** 90 Pf., **Piesporter** 1,25.

Malaga von G. Rittwagen **Madeira** in Malaga. à 1,75, ganz alt 2,50.

Laacher Christ 1,75 Mk., Muscat Lunel 1,60 Mk., medic. Ungarwein 1,00, Tokayer 1,40, Tokayer Ausbr. 2,00.

Weniger wie 12 Flaschen werden nicht verkauft. **Nur** Voreinsendung des Betrages mit **2 pCt. Sconto** oder **Nachnahme.** Kisten und Flaschen werden nicht berechnet. Bei Bestellung von 100 Mk. an **franco** jeder Bahnstation.

Aufträge zu adressiren an: **C. A. L. Krause, Berlin W., Taubenstr. 26.**

Diplomatenschreibtische, Herrenzimmer Speisezimmer liefert am billigsten **J. Mailaender,** Specialmöbelfabrik. **65a Jägerstrasse 65a.** †

Patente aller Länder Besorgung. Verwerthg. **C. R. Walder,** Ing. u. Pat.-Anwalt. Berlin SW., Grossbeerenstr. 56.*

Geldschränke, feuerfest und diebessicher, mit Stahlpanzer u. neuest. absolut sicherm Patentschloß im Preise v. 130—1000 M. hat stets auf Lager u. empf.

H. Fahnkow,

Lief. viel. Kgl. Ministerien u. Eisenbahn. **Berlin C.,** Grenadierstr. 28. Seit 1864 über 6000 Geldschrk. verf.* **Preis-Courantfranc.**

Locomobilen geringster Kohlenverbrauch

neue und gebrauchte in allen Grössen

verkaufen und vermiethen

Leonhardt & Co.

Berlin, Schiffbauerdamm 3.

Telephon-Amt III. Nr. 8350. *

Comtoir-Einrichtungen, wie Pulte, Schreibtische, Tische, Gopir- u. Packtische, Actenständer, Briefbinden, Vergale, Waschtoiletten, Kleiderständer, Sessel und Stühle aller Art. **Geldschränke, Copirpressen ꝛc. ꝛc.** hält stets große Auswahl die Fabrik von **Aug. Reimann, Berlin SW.,** Friedrichstr. 5a. Fernspr. IV. 1963. Bestellungen nach Maaß schnell, sauber u. billig.

Patent Gebr. Muster **Erwirkung, Finanzirung** und Verwerthung bekanntlich streng reell, gewissenhaft und billig durch

Carl Fr. Reichelt, Pat.-Anw. (dipl., präm.) etablirt Dresden 1885, jetzt **Berlin NW.,** Luisenstr. 26, gegenüber d. Kaiserl. Patent-Amt. Man verlange Prospect! **Einzig dastehende Vortheile.** †

Zimmerclosets von 14 M. an i. d. Fabrik. **Kosch & Teichmann, Berlin S., Prinzen-Straße 43.*** **Preislisten kostenfrei.**

Unser Malz-Extract-Bier

ist kein Kräuterprodukt, sondern ein **reines, reiches Malzproduct** von höchstem Nährwerth. Es vereinigt in sich die wesentlichsten Nahrungsstoffe des Organismus und wird vermöge seines hohen Gehalts an Eiweißstoffen und Mineralsubstanzen von keinem Biere der Welt erreicht.

Unser Malz-Extract-Bier D. R.-Pat. No. 68579

wird von den Herren Aerzten vorzugsweise empfohlen. Es eignet sich besonders als

Frühstücks-Bier für Frauen und Kinder

und ist für Reconvalescenten von ganz eminenter Wirkung.

Preis per Flasche 45 Pf., bei Rückgabe der leeren Flasche nur **40 Pf.**

Versand nach auswärts von 24 Flaschen an nach jeder Bahnstation Deutschlands franco gegen Nachnahme

ab **Löwenbrauerei Hamburg** oder **Niederlage Berlin,** SW., Möckernstraße 26.

Ich trinke Palm's patentirtes Malz-Extract-Bier aus der Löwen-Brauerei Hamburg.

Berlin: Ecke Leipziger- u. Kommandantenstr., Eingang Dönhoffplatz.
Hamburg: Burstah 23. **Dresden:** Seestrasse 5.

Dr. J. SCHANZ & Co.

Patente

billigst, streng reell, sorgfältig, schnell.

Fabrikation u. Vertrieb von Technikerbedarf. — Permanente Ausstellung in der Kaiser-Passage.

Laboratorium und Versuchsanstalt für Chemie, Electrotechnik, Physik u. a.

Vergünstigungen wie von keiner anderen Seite.

An- und Verkauf von Erfindungen.

Otto Grund & Co.

Firmenschilder-Fabrik

25 Fischer-Brücke 25. **BERLIN C.**

Fernsprecher: Amt I 7999.

Wappen- & Medaillen-Fabrik

Schrift- und Wappen-Malerei

Metall-, Holz-, Glas-Buchstaben & -Dampf-Glasschleiferei

Glas-Aetzerei Vergolderei

Aelteste Rheinische Champagner-Fabrik

Actien-Gesellschaft vormals

Burgeff & Co.

Gegründet 1837.

Hochheim a. Main.

Feinste Marken: Extra Cuvée, I. Qualität, Crêm Etiquette.

Zu beziehen durch alle Weingrosshandlungen.

General-Vertretung und Lager:

Theod. Lauff, Berlin NW., Lüneburgerstr. 1.

Aechten Degerlocher Bratbirnen-Champagner

ein köstlich schwäbisches Erzeugniß, **vorzügliches Erfrischungsgetränk** von weinartigem Gehalt und Geschmack, amtlich **auf Reinheit** untersucht, empfiehlt in Kisten mit 25 ganzen Flaschen für Mark 20 gegen Nachnahme oder Einzahlung ab hier. Größere Posten billiger.

H. Weisser, Degerloch bei Stuttgart. †

Heinrich Lanz Mannheim u. Berlin

Specialfabrik für den Bau von

Lokomobilen

allerersten Ranges

von 2—100 Pferdekräften

Unübertroffene Anlage mit geringsten Brennmaterial-Verbrauch und vollkommenste Bauart.

Gegr. 1797.

Feinster **Eierliqueur** M. 5.— p. Fl. — M. 9.25 p. ½ Fl.

Reine Cognacs deutsch. Franc. v. 2.50 p. ½ Fl. an.

Schles. Kümmel M. 1.— per Fl. v. M. 2.— p. ½ Fl. an.

Liqueure extra prima M. 2.— p. ½ Fl. an.

Absolut reine Weine sehr gewünscht.

D. Schlesinger

Liqueurfabr. u. Weinhandlg.

W. Leipzigerstr. 90. *

Teleph. I. 1674.

Bank-Commandite

Simon, Katz & Co.

Commanditirt von **J. Loewenherz,** Berlin.

Berlin NW., Mittelstrasse 45.

Reichsbank-Giro-Conto. Telegr.-Adr.: „Bankcomma Börse".

Coulanteste Ausführung von

Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäften!

Kostenfreie Controle verloosbarer Effecten und Coupons-Einlösung!

Unentgeltliche, zuverlässige Information. ied. Art.

Teleph.-Amt I No. 2065.

Wegen bevorstehender **Fabrikationssteuer** offerire **Ia Champagner** garant. gute Qualität, zu M. 1.25 pro ganze Flasche, inkl. Emballage, franco in ganz Deutschland, in Kisten von 12—60 Flaschen (netto. Preis M. 2 pr. Flasche).

G. A. Schmidt, Agenturen, **Mainz.**

Nummer 11. **Beiblatt zum Berliner Tageblatt.** Montag, 12. März.

Russische Denkwürdigkeiten.

Von [Nachdruck verboten.]

Dr. A. Buchholtz.

In den russischen historischen Zeitschriften, in den Veröffentlichungen der Archivverwaltungen und historischen Gesellschaften, die der Staat zum Theil reichlich dotirt, ist seit Jahrzehnten eine solche Fülle von werthvollem Material zur Geschichte Rußlands in diesem und im vorigen Jahrhundert aufgehäuft, daß selbst Derjenige, der von diesen Publikationen regelmäßig Kenntniß zu nehmen pflegt, sie lange nicht mehr zu übersehen im Stande ist. Ueber die Grenzen des russischen Reiches hinaus aber werden die vielen Denkwürdigkeiten und Briefschaften, die oft den reichhaltigen Familienarchiven russischer Magnaten und hohen Beamten entstammen, nicht bekannt. Nur ausnahmsweise erscheint wohl hier und da bei uns in einer Revue oder in der Tagespresse eine deutsche Bearbeitung eines russischen Memoirenwerkes im Auszuge, der, was da gerade auf Deutschland Bezug hat, berücksichtigt, oder im Verlage einer Leipziger Buchhandlung kommt aus ungenannter, aber nicht unbekannter Feder ein Buch heraus, das die Erscheinungen des russischen Lebens an der Hand russischer Quellen in lesbarer, aber doch nur an der Oberfläche haftender Weise behandelt. Was uns fehlt, ist die Kenntniß der Aufzeichnungen russischer Zeitgenossen in dem durch eine gute deutsche Uebersetzung vermittelten Wortlaut. Erst durch solche Publikationen können wir ein treues Abbild des gesellschaftlichen und politischen Lebens unserer russischen Nachbarn gewinnen, werden wir zu einem richtigen Verständniß russischer Menschen und Zustände durchdringen, wenn wir die Eigenart des Volkes vom Kaiser bis zum Bauern kennen.

Diese Aufgabe stellt sich die „Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten", die die J. G. Cottasche Buchhandlung fortan herausgehen will, und die im Professor für osteuropäische Geschichte an der Berliner Universität, Dr. Schiemann, einen hierfür außerordentlich geeigneten Redakteur gefunden hat. Die Auswahl der Denkwürdigkeiten ist von dem Gesichtspunkt aus vor sich gegangen, möglichst vielseitig in das russische Leben einzuführen. Gleich die ersten fünf Werke der ersten Serie bieten uns die Perspektive, daß wir nur solche Memoiren zu lesen bekommen werden, die für die deutsch lesende Welt lebhaftes Interesse haben.

Das Leben eines hochbegabten und bedeutenden Gelehrten, eines der größten russischen Naturforscher, lernen wir in den Aufzeichnungen des berühmten, auch von der deutschen Wissenschaft gewürdigten Chirurgen Nikolai Pirogow kennen, die Zeit der polnischen Revolution von 1831 findet in den Memoiren Seelands eine in ungewöhnlicher Weise fesselnde Darstellung, Nikitenko schildert seine Jugendgeschichte, das Leben eines kleinrussischen Bauern, der sich aus dürftigen Verhältnissen zu einer in der Geschichte des russischen Schulwesens folgenreichen Stellung emporschwingt; ein seltsames Bild seiner Existenz und derjenigen seines Standes entwirft ein Dorfpope, so treu und wahr, so frei von jeder Uebertreibung, wie es nur eine ehrliche, brave Haut thun kann.

Zunächst liegen die Memoiren eines Mannes vor, der als Vertrauter Kaiser Alexanders I. eine nicht unbedeutende politische Rolle gespielt hat, in die Geheimnisse des russischen Hoflebens wie der großen Politik eingeweiht gewesen ist. Seine Aufzeichnungen lüften den Schleier von manchem Geheimniß, das über seinen Beziehungen zu Alexander I. geruht hat, so lange dieser lebte.

Jakob Iwanowitsch de Sanglen war von französischer Abkunft. Sein Vater war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt worden, fand daran aber keinen Gefallen und entfloh aus dem Kloster. Er flüchtete nach Spanien, dann nach England und als er wieder nach Frankreich zurückkam, hatte er Händel mit einem Offizier aus vornehmer Familie. Es kam zum Zweikampf, in dem er seinen Gegner tödtete. Er sah sich genöthigt, sein Vaterland abermals zu verlassen, und zog wie viele seines Gleichen ins gastfreundliche Rußland. Im Jahre 1775 heirathete er in Moskau, im Jahre darauf wurde sein Sohn, der Verfasser der Memoiren, in Reval geboren; als dieser vier Jahre alt war, starb der Vater, und die Mutter, eine schöne, ideal angelegte Frau von ungewöhnlicher Charakterfestigkeit, hatte seine Erziehung zu leiten, eine strenge Lehrmeisterin, die dem jungen Herzen Ehrgefühl und Verachtung alles Gemeinen einprägte.

Die für seine Bildung entscheidenden Anschauungen empfing er in der alten Hansestadt Reval, wo er Schule und Gymnasium besuchte. Als er aus Moskau dahin kam, verstand er kein Wort Deutsch und kam nicht recht vorwärts; als Zwölfjähriger verliebte er sich aber in die fünfundzwanzigjährige Tochter eines seiner Professoren, die ihm erklärte, sie würde nur dann seine Neigung erwiedern, wenn er fleißig sein wolle. Das wirkte, und in vier Jahren hatte er sein Reifezeugniß in der Tasche. Mit siebzehn Jahren trat er in den Staatsdienst, in die Kanzlei des Vizeadmirals Spiridow, des Sohnes jenes russischen Admirals, der die türkische Flotte bei Tschesme in Flammen aufgehen ließ. Der Dienst war nicht schwer, dem lebensklustigen Jüngling blieb viel Zeit übrig, seinen Passionen als „Ritter und Troubadour" nachzugehen, denn, so gesteht er noch im Alter: „die Frauen liebte ich bis zur Vergötterung und wage es nicht, sie mit Stillschweigen zu übergehen. Sie spielen eine zu bedeutende Rolle in meinem Leben."

Von Reval, der deutschen Stadt, wurde er in das Centrum des Reiches verschlagen, nach Moskau, wo der nationalrussische Ton vorherrschte, wo alles an die Vergangenheit Rußlands erinnerte. Er fühlte sich wie in eine Zauberwelt versetzt, wo alles ihn berückte. Die Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten, fremden Sitten und Gebräuchen, der Glanz des Goldes und der schönen Damen im Schmuck der Edelsteine. Er stürzte sich in den Strudel der mannigfachen Zerstreuungen, und nahm mit Trauer von dem reichen und üppigen Moskau Abschied, als er den Befehl erhielt, nach Reval zurückzukehren. Daß er auf der Rückreise Petersburg berühren durfte, war ein lindernder Balsam auf die Wunde. Auch hier ist er entzückt von den Eindrücken, die sein empfängliches Gemüth erfährt. Zweimal lächelte ihm das Glück, die Kaiserin, die „große Katharina" zu sehen, wie sie mit majestätischer Würde, das schöne Haupt mit einer Brillantkrone geschmückt, dahinschritt.

Petersburg und Moskau waren damals Gegensätze, wie sie es noch heute sind. Dort war alles kernrussisch, hier hatte alles einen fremden, ausländischen Anstrich. In der Gesellschaft wurde französisch und nur mit den Untergebenen russisch gesprochen, der Hauptgegenstand der Gespräche war Katharina. Von ihr weiß denn der Verfasser auch einige noch nicht bekannte, drastische Anekdoten zu erzählen, die russische Zustände so scharf charakterisiren, wie etwa ein Stück aus Victor Hehns Blüthenlese: „De moribus Ruthenorum". Eine greifen wir heraus.

Der Kaiserin hatte ihr Hausarzt verordnet, vor dem Mittagessen, um den Appetit anzuregen, ein Gläschen Danziger Liqueur zu trinken. Mit gutem Erfolge wandte sie das Mittel an; sie rühmte die Kur und scherzend auch ihre Billigkeit. „Sie ist aber nicht einmal so billig, Majestät," warf ihr Graf Bruce ein, „nach der Rechnung des Mundschenken werden täglich zwei Stof (etwa 2½ Liter) von diesem Liqueur verbraucht." „Dieser alte Schlingel!" ruft die Kaiserin aus, „was wird man von mir denken?" Der Mundschenk wird gerufen und berichtet, daß allerdings zwei Stof aufgehen und hinweisen auch noch mehr. „Eure Majestät genießen freilich nur ein Viertelgläschen," aber auch der Generaladjutant du jour verlangt nach dem kaiserlichen Liqueur, und dann die Flügeladjutanten du jour, Kammerherrn und Kammerjunker, „und ehe man sichs versieht, ist ein Stof ausgetrunken". Und dann kommen auch noch andre Leute hinzu, Doktoren, Chirurgen und anderes Volk, und endlich nehmen auch noch der Mundschenk und sein Gehilfe einen Schluck, und dann ist es auch mit dem zweiten Stof aus. „Schon gut," sagte die Kaiserin lächelnd, „sieh' nur zu, daß nicht über zwei Stof am Tage aufgehen."

In das Revaler Leben de Sanglens fällt der Tod der Kaiserin. Von ihren letzten Stunden giebt er uns aus bester Quelle einen ausführlichen Bericht. Als die Kaiserin am 7. November 1796 erwachte, fühlte sie sich vollkommen gesund und in bester Stimmung, hatte aber Todesahnungen. Sie zeigte auf die Uhr und bemerkte ihrer Kammerfrau: „Sie ist zum ersten Mal stehen geblieben heute werde ich sterben." Die Kammerfrau beruhigte sie, doch die Kaiserin blieb dabei, daß ihr der Tod nahe sei. Sie scherzte aber trotzdem und nahm ihre gewohnte Arbeit vor. Als aber eine Stunde verging und niemand zu ihr gerufen wurde, begab sich ihr erster Kammerdiener in ihr Kabinet und fand seine Gebieterin ausgestreckt auf dem Fußboden. Todtenblässe bedeckte ihr Antlitz. Sie war vom Schlage getroffen worden. Man öffnete ihr die Ader, legte ihr eine spanische Fliege auf die Füße, versetzte ihr mit glühenden Eisen Schläge auf die Schultern. Sie schlug nur noch einmal die Augen auf, um sie für immer zu schließen.

Die Zauberwelt Katharinas war zu Ende; die nach der Vorstellung ihrer Zeitgenossen „fremdartige" Zeit ihrer Regierung, die von hellem Glanze umstrahlt war, findet auch in de Sanglen einen aufrichtigen Bewunderer. Er schreibt: „Rußland war glücklich, reich, und während der ganzen Dauer ihrer Regierung wurden keine neuen Steuern eingeführt. Sie pflegte sich eine Nachfolgerin Peters des

Tagesneige.

Skizze

von [Nachdruck verboten.]

E. Vely.

„Zwitschiwitsch!" kommt es aus dem Holzbauer am Fenster her, und der Kanarienvogel hüpft mit ausgebreiteten Flügeln von der höheren Stange auf die untere.

Die alte Frau läßt beide Hände in den Schooß sinken; über die linke hat sie einen grobwollenen Strumpf gezogen, die rechte hält die Nadel mit dem Stopfgarn.

„J, Häuseken, was bist de denn man blos so vergnügt?"

Sie hat ein blasses, faltenreiches Gesicht, einen zahnlosen Mund, die Nase ist überspitz geworden, das Haar grau und spärlich, aber in den wasserblauen Augen hinter der Hornbrille ist noch ein helles Licht.

„Ja, Häuseken, wir können ja auch vergnügt sein, wir zwei Beiden!"

Sie sitzt vor einem kleinen Nähtisch, auf dem Boden steht ein Waschkorb, der bis zum Rande mit zerrissenen Strümpfen angefüllt ist. Die gestopften thürmt die Frau im Fensterbrett auf.

Das Bett an der Hinterwand ist mit einer blau und weißgewürfelten Decke behängt; ein Schrank und ein Ledersopha, ein runder Tisch und eine Kommode sind noch da. Auf der stehen ein paar blaue Vasen und eine Glasschale und liegt die vergriffene Bibel und das Gesangbuch, aus dem ein Lesezeichen aus Karton „Glaube, Liebe und Hoffnung" heraussieht. Eine alte Standuhr tickt mit scharfem Klange, wenn sie die fünf Minuten vor voll anzeigt, giebt es ein heiser schnarrendes Geräusch.

Nachdem die Alte eine Weile dem hüpfenden Vögelchen zugesehen hat, zieht sie die Schublade auf. Dort liegt in einem besondern Fach ein Brief. Sie holt ihn langsam hervor. „An die Wittwe Jakobine Spengler," liest sie feierlich, und „Berlin, Straße, Hausnummer, Hinterhaus" dazu, dann streicht sie liebkosend darüber: „Ja, darin steht es — darin, freilich." Es klopft. Das Schreiben wird auf seinen Platz zurückgelegt, dann erst sagt sie: „Herein!"

Eine rundliche, alte Frau kommt über die Schwelle.

„En Hundewetter, Frau Spenglern!"

„Dann wärmen Sie sich man erst, Frau Fuhsen. Ich habe uns auch 'n warmen Schluck zurückgestellt."

Und damit geht sie nach dem Ofen und holt eine braune Kaffeekanne hervor und vom Nebentisch nimmt sie Tassen.

„Ja," sagt die Kleine und schlenkert wie ein Arbeiter ihre kurzen Arme hin und her. „Sie haben's gut, Spenglern. Immer in der warmen Stube! Was jetzt aber die Leute von 'ner Aufwartefrau verlangen — ne, rein das Ende is davon weg. Stell'n Sie sich mal vor, da verlangt die Frau heute —"

Die Andre winkt. „So lange er heiß is, Fuhsen. Bei Ihnen is ja doch kein Feuer —"

„Ja, Sie haben es gut — das is 'n Schneewetter —"

„Habe ich in meinem rechten Arme gestern schon gespürt, daß was im Anzuge war. Von dem Armbruch zurückgeblieben, der reine Kalender!"

Sie sieht zu, wie die Nachbarin den Kaffee auf die Untertschaale gießt und ihn behaglich schlürft. „Ja, jetzt habe ich es wohl gut. Aber nich immer, Fuhsen, is das so gewesen. Wie mein Mann starb und der Junge in die Schule mußte und Miethe und Steuer und Schuhe und Kleider! Ach, Du lieber Gott! Ich konnte ja gar nicht so viel mit den Aufwartestellen verdienen! Bis in die Nacht ging ich denn auch zum Spülen in Häuser, wo sie Gesellschaften hatten. Un da drehte sich mir oft das Herz um! So viele Gerichte und Kinkertjchen und Wein und so 'ne Lustigkeit dadrin, und mein Fritz saß in der kalten Stube und mußte erst auf das warten, was ich mitbrachte."

Ueber das Gesicht der Fuhse läuft ein Grinsen. „Na, zum Glück fällt bei so was was ab. Die Mädchens bei den reichen Herrschaften sind keine Unmenschen!"

„Ne, so nich, Fuhsen! Blos was mir von rechts wegen gegeben wurde! Ne, so habe ich es immer gehalten!" sagt die Alte. „Ehrlich währt am längsten!"

„J ja doch!" die dicken, rothen Finger werden unter das kreuzweise über die Brust gebundene Tuch geschoben.

„Wo so viel darauf geht — Jott, zu penibel muß der Mensch nich' sein!"

„Un' viele Jahre so und recht schwer!" spricht die Spengler jetzt vor sich hin und sieht dann nach der Wand, an der unter dem Spiegel ein paar kleine Photographien hängen. „Aber für den Jungen is mir nichts zu sauer geworden. Un' hat seine Soldatenzeit durchgemacht und is 'n stattlicher Mensch — und hat nun schon lange als Schiffszimmermann sein reichliches Brod." Sie richtet sich gerade in die Höh. „Fuhsen, sonst säße ich nicht so gut warm hier. Denn, seit mir das mit dem Arm passirt is, ging es nich' mehr bei fremden Leuten, und mit dem bischen Stopfen für die Gesellen beim Bäcker, nee, da käme ich nich' weit."

„Das hat mich ordentlich wieder zum Leben gebracht!" sagt die Dicke und wischt ihre Lippen mit dem Rücken der Hand ab. „Na ja, wenn mein Alter nich' Alles ins Wirthshaus trüge — und denn die Mädchens! Undankbare Waare! Das zieht man auf, und dann gehn sie davon und bekümmern sich nich' um die atten Eltern. — Wo meine sind, weiß ich nich' mal! Furcht haben sie, daß ihre Mutter ein paar Pfennige von ihnen haben will für 'ne anständige Schürze. Ja doch! Un' hängen selber Alles an die bunten Lappen!"

„Zwitschiwitsch!" klingt es in die Pause hinein.

Die Wittwe Spengler bewegt ihren Kopf, auf dem sie eine schlichte weiße Mullhaube hat.

„Fritz wollte, daß was Lebendiges um mich wäre. Er hat sich aber mit anführen lassen, 's is'n Weibchen."

„Ja, das is wahr, Spenglern, Sie haben ja nu Glück mit Ihrem Sohne gehabt. Bleibt es denn auch dabei?"

„Freilich!" sagt die Gefragte und tritt wieder an ihren Nähtisch heran und legt die Hand auf die Platte, genau auf die Stelle, unter welcher der Brief liegt. „Weihnachten is Hochzeit, und auf Neujahr kommen sie denn rüber un holen mich — Alles abgemacht."

Sie streicht an der saubern, blauen Schürze hinunter, die sie über ihrem schäbigen, braunen Wollkleide trägt.

„So! un ich komme um meine Nachbarschaft," meint die Fuhse und zieht einen schiefen Mund. „Vor Ihnen hat mein Alter doch noch so 'ne Art von Respekt gehabt. Wenn er losschreien wollte, denn brauchte ich man zu sagen: Die Spenglern hört uns, und morgen fragt sie Dich." — Un das konnte er nich leiden. „Ja, Alles in der Welt is vergänglich. Aber —" sie trippelt mit kurzen Schritten heran und legt ihre Hand auf die Schulter der Freundin und kneift das eine ihrer grauen, schlauen Augen zu.

„Manchmal is das aber auch 'ne Sache! Kennen thun Sie ja

Großen zu nennen. Aber Peter verfuhr mit Strenge. Sein unbeugsamer Wille lenkte alles, er führte seine Neuerungen durch Zwang ein. Katharina herrschte mit Güte über die Herzen, förderte nur dasjenige, was Peter begonnen hatte, wurde auch eine Reformatorin Rußlands und wallete wie eine Gottheit auf Erden. Und wodurch? Dadurch, daß sie diejenigen, welche ihr untergeben waren, achtete. Durch dieses Mittel adelte sie den Gehorsam und verlieh ihm sittlichen Werth. Durch ihre Siege, durch ihre Gesetzgebung brachte sie Ruhm über Rußland und erreichte es, daß die Ausländer Rußland nicht nur liebten, sondern auch achteten. Durch Aufhebung der „geheimen Kanzlei" sagte sie sich von allem Mißtrauen los, befreite uns davon und veredelte unsere Gesinnung. Man begann offen das Schlechte zu verurtheilen und das Gute zu loben, und Katharina mißachtete die Stimme des Volkes nicht, sondern hörte auf dieselbe. Nicht durch Furcht, nicht durch Folter und Nichtheit, nein, durch Milde herrschte sie. Auf Kleinigkeiten sah sie von ihrem erhabenen Standpunkt mit Geringschätzung herab, aber in allen wichtigen Fällen lenkte sie mit sicherer Hand das Staatsruder."

So dachte über Katharina de Sanglen nicht allein, so lautete das allgemeine Urtheil ihrer Zeitgenossen. Gleichwohl ist unser Gewährsmann nicht blind gegen die Schwächen der hohen Frau, deren zwei nothwendige Lebensbedingungen er in die Worte „herrschen und lieben" zusammenfaßte. Die Sittenverderbniß des Hofes und der höchsten Gesellschaft hatte zugenommen, in den untersten Volksklassen leisteten die Schmuhhäuser der Trunksucht Vorschub, das Laster nahm überhand, aber dennoch hatte das große Reich gewaltige Fortschritte gemacht unter der vierunddreißigjährigen Regierung der bedeutenden Frau.

Als der Großfürst Paul, wie er gerade in der Mühle zu Gatschina sein Mittagsmahl einnahm, den Grafen Subow, den er wie seinen Todfeind haßte, zu Pferde heraureiten sah, erblaßte er, ließ die Tasse Koffee fallen und rief mit zitternder Stimme zur Großfürstin: „ma chère, nous sommes perdus". Er fürchtete, der Graf wäre gekommen, ihn zu verhaften und in das estländische Schloß Lohde abzuführen, was ja ernstlich geplant worden war. Aber wie erschüttert war er, als sich Subow auf die Kniee niederließ und über den hoffnungslosen Zustand der Kaiserin berichtete. Er eilte in die Residenz, und als seine Mutter den letzten Seufzer ausgestoßen hatte, ließ er sich huldigen und eilte ins Kabinet der Kaiserin, um die dort aufbewahrten versiegelten Papiere durchzusehen. Das erste Kuvert, das er ergriff und öffnete, enthielt seine Thronentsetzung: das Dekret sollte am Namenstage Katharinens, am 24. November 1796, publizirt werden. Das zweite Kuvert, das Paul entsiegelte, war die Verfügung seiner Mutter über seine Verbannung nach Schloß Lohde. Der Kaiser zerriß beide Schriftstücke, die so tief im sein Leben einzuschneiden bestimmt sein sollten.

Es kann, wenn man sich diese Thatsachen vorhält, wohl nicht Wunder nehmen, wenn die ersten Regierungshandlungen des Kaisers von Haß gegen seine Mutter erfüllt waren, umstießen, was jene geschaffen hatte. Daß er den Sarg seines Vaters — seines sogenannten Vaters Peter III., denn der leibliche Vater Pauls ist, was Quidtes Zeitschrift für Geschichtswissenschaft in ihrem letzterschienenen Heft bis zur Evidenz nachweist, Sergei Saltykow — aus dem Kloster in das Winterpalais und mit kaiserlichem Gepränge neben dem Sarge seiner Mutter aufstellen ließ, bringt de Sanglen allerdings nicht mit der Absicht zusammen, am leblosen Leichnam seiner Mutter Rache zu nehmen, sondern er schiebt dem Kaiser die Idee unter, er habe dem Vater, der doch als solcher galt, die gebührende Ehre erweisen und die Mutter „mit dem Schatten des verstorbenen Gemahls" versöhnen wollen.

Die Aufzeichnungen de Sanglens berichten über viele Züge des Kaisers, die von edler, vornehmer Regung zeugen. Kosciusko, dessen unverschuldetes Ungemach er tief beklagt hatte, suchte er selbst in seiner Wohnung auf und gab ihm und den anderen internirten polnischen Führern die Freiheit wieder. Den Grafen Alexei Orlow, den Mörder Peters III., ließ er freilich am Sarge seines Opfers Dusjourdienste leisten und im feierlichen Leichenzuge die Krone tragen, und als er seine Pflicht mit Kaltblütigkeit und Gleichgiltigkeit vollzog, sah ihm Paul fest ins Auge und sagte ihm: „Als guter Sohn kann ich, Herr Graf, mich leicht dazu hinreißen lassen, meinen Vater rächen zu wollen, ich bin ein Mensch und kann für mich nicht bürgen; wir beide können unmöglich die gleiche Luft athmen; so lange ich auf dem Throne bin, müssen Sie außerhalb Rußlands leben. Ihre Papiere für die Reise sind bereit; machen Sie sich auf den Weg und nehmen Sie die Bilder der vielen von Ihnen begangenen Verbrechen mit sich in die Fremde."

Es lag in der kranthaften Natur Pauls, daß auch seine edleren Regungen oft an zeitweilige Geistesstörung mahnten, die sich in seinem einsamen, traurigen Leben, das er, verfolgt von der ihn offen hassenden Mutter führte, entwickelt hatte. Er war ein psychologisches Räthsel und wird es bleiben: die Gesinnung war gut, der Verstand hell, das Herz warm, und dennoch der Schrecken seiner Unterthanen.

De Sanglen weiß manches Stück der Tollheit des Kaisers zu erzählen, aber auch manche ergötzliche Geschichte mit harmlosem Ausgang. Als die unter dem Beinamen „la belle de nuit" bekannte Fürstin Galitzin sich einige unbedachte Aeußerungen hatte zu Schulden kommen lassen, befahl Paul dem Grafen Pahlen, ihr deshalb „den Kopf zu waschen". Pahlen fuhr zur Fürstin, verlangte ein Waschbecken nebst Seife, Wasser und Handtuch, trat auf und wollte mit der Operation beginnen. „Was machen Sie, Herr Graf?" rief die Fürstin. „Ich erfülle den Willen Sr. Majestät," antwortete der Graf, „Sr. Majestät hat mir befohlen, Ihnen den Kopf zu waschen." Nachdem er ihr gründlich den Kopf gewaschen hatte, machte er ihr eine Verbeugung und brach auf, dem Kaiser zu melden, daß er seinen Befehl vollstreckt habe.

Als der Vorhang hinter der Regierung des unglücklichen Paul gefallen war, begann das glücklichere Regiment Alexanders I. Unter ihm erreichte die Thätigkeit de Sanglens, die bis dahin nur die eines Subalternen gewesen war, ihren Höhepunkt, als er im Jahre 1811 als Chef der Kanzlei des Polizeiministers Balaschow eine einflußreiche und bedeutende Wirksamkeit ausübte, ein ehrlicher, reiner und uneigennütziger Mensch in jener verderbten, intriguanten Beamtengesellschaft, den das Urtheil Pogodins, des angesehenen russischen Gelehrten, ehrt, der über ihn Folgendes erzählt: „J. J. Sanglen erschien mir als ein ehrenhafter und edel denkender Mann, so weit ich es während unserer vierzigjährigen Bekanntschaft beobachten konnte, wobei ich übrigens mit ihm weiter nichts zu thun hatte, abgesehen von unseren Gesprächen und literarischen Beziehungen. Als Beweis seiner Uneigennützigkeit kann dienen, daß er beinahe in Armuth seine letzten Lebensjahre verlebte, da er nur eine geringfügige Pension bezog. Er lebte etwa zehn Jahre lang ganz allein in zwei bis drei niedrigen Zimmern in einem Landhause in Krasnoje Selo (bei Moskau), indem er sich den Tag über von einer Tasse Koffee und einem Teller Suppe mit einem Stück Braten nährte. . . . Ich fand ihn stets hinter einem Berge von Zeitungen . . . Als weiland Chef der Geheimpolizei konnte er sich auf keine Weise von dem Schrecken befreien, den er früher über andere gebracht."

Als Sanglen sein Amt in der Residenz antrat, beherrschte der nachher zum Grafen Speransky erhobene Popensohn Michail Michailow die gesammte Verwaltung. Kaiser Alexander schätzte diesen Mann von hohem Geiste und umfassender Bildung und schenkte ihm alles Vertrauen. In dem Amt eines Sekretärs des neugebildeten Reichsraths, aber thatsächlich dant seinem Einfluß auf den Kaiser über allen Ministern stehend, ging er an die Durchführung seines großen Werkes, das die Reform von Verwaltung und Justiz bezweckte. Speransky saß lange Zeit so fest im Sattel, daß ihm der Kaiser nicht einmal eine ihm hinterbrachte dreiste Aeußerung des Günstlings über ihn übel nahm. Als nämlich Balaschow, der Polizeiminister, eine Kreatur Speranskys, um Erweiterung des Wirkungskreises seines Ministeriums nachsuchte, bemerkte Speransky: „Mit der Zeit vielleicht wird man das thun können. Sie kennen den argwöhnischen Charakter des Kaisers, tout ce qu'il fait, il le fait à demi", und äußerte weiter über ihn: „il est trop faible pour régir et trop fort pour être régi". Sanglen hat häufige Unterredungen mit Alexander I. gehabt, über die er eingehend berichtet. Er war dem Kaiser, der fast Niemandem traute, sich stets von Verräthern umgeben sah, sympathisch, weil seine Ehrlichkeit von ihm erprobt worden war. Er erhielt Aufträge von ihm, die oft delikater Natur waren und ihn mit seinem nächsten Chef, mit dem er ohnehin nicht gut stand, in Konflikt brachten.

Wir kennen Alexander I als einen Herrscher kennen, der tief die Menschen verachtet. Er äußerte einmal zu Sanglen: „Sie kennen die Menschen nicht; Sie wissen nicht, wie schwarz ihre Seelen sind, wie undankbar sie sind, und wie sie es verstehen, unser Vertrauen zu mißbrauchen," und seltsam klingt die Bemerkung aus seinem Munde: „Intriganten sind im Staate ebenso nützlich, wie ehrliche Leute; bisweilen sind die ersteren sogar nützlicher, als letztere." Am wenigsten verschont er seine Umgebung mit den schärfsten Urtheilen: der Eine macht Durchstechereien und seine Frau sammelt den Tribut ein, ein Anderer unterschlägt viele Tausend Rubel. Er möchte ihnen nun einmal den Laufpaß geben, und er trennte sich auch leichten Herzens von ihnen.

Auch für Speransky schlug die Abschiedsstunde. Er machte sich verhaßt, weil man ihn vorwarf, er habe mit der Schaffung der Ministerien und des Reichsraths hinterlistiger Weise die Grundlagen der Selbstherrschaft untergraben. Man that ihm Unrecht mit diesem Verdacht, aber das Mißtrauen war nun einmal da, und Alexander I. war nur allzu geneigt, Zuträgereien Glauben zu schenken, selbst dem abenteuerlichen Gerede, daß Speransky ein von Napoleon erkaufter Verräther sei. Sanglen weiß auch zu berichten, auf welche Weise dergleichen Lügen entstehen konnten. Er bemerkt, der Kaiser habe, durch den Zwang der politischen Verhältnisse dazu genöthigt, auf vaterländischem Boden gegen Napoleon Krieg zu führen, nach einem Mittel gesucht, um den Patriotismus wachzurufen und alle Stände um sich zu schaaren. Zur Erreichung dieses Zieles konnte nichts Geeigneteres erdacht werden, als der Verrath gegen den Kaiser und das Vaterland. Das Publikum hatte schon längst in ganz Rußland Speransky für einen Verräther erklärt. Man brauchte nur einen Funken anzufachen, um einen Brand hervorzurufen. Graf Armfeld, ein gewiegter Intrigant, erhielt den Auftrag, Stimmung zu machen. Es gelang nur zu gut. Das Intriguengewebe wurde schließlich so dicht, daß allgemeine Verwirrung entstand. Vor Speranskys Haus fuhr die Kibitke vor und brachte ihn in die Verbannung nach Perm. Auch Balaschow fiel, und Sanglen wurde dem Kriegsminister Barclay de Tolly als Direktor der Kriegspolizei beigegeben. Mit der Entfernung aus der Nähe des Kaisers war die uns interessirende Rolle des ehrlichen Sanglen ausgespielt. Als das Polizeiministerium aufgehoben und an seiner Stelle das Departement der Exekutivpolizei gebildet wurde, nahm Sanglen seinen Abschied und ließ sich in Moskau nieder, wo er erst 1864 im Alter von 88 Jahren gestorben ist. Nur einmal noch, 1831, ist er hervorgetreten, als Kaiser Nikolaus ihn beauftragte, die Papiere des Fürsten A. B. Galitzin durchzusehen und sein Urtheil abzugeben. Der Kaiser ließ ihn nach Petersburg kommen, freute sich, ihn kennen zu lernen und erklärte ihm in wohlwollendster Weise, daß er mit ihm zufrieden sei.

Der Text der Memoiren liegt uns in fließender, recht guter Uebersetzung von L. v. Marnitz, Dozenten der russischen Sprache an der hiesigen Kriegsakademie, vor.

Zur Epilepsiebehandlung.

Von [Nachdruck verboten.]

Dr. med. Max Hirsch.

Anschließend an den sehr interessanten Artikel des Herrn Dr. Lang in der letzten Nummer des Zeitgeistes über die „Moderne Epilepsiebehandlung" möchte ich mir erlauben, auf einige eigene Erfahrungen, sowie andererseits auf einige meiner Ueberzeugung nach irrthümliche Anschauungen des geschätzten Herrn Kollegen hinzuweisen in der Hoffnung, damit einen Beitrag zur Klärung der so überaus wichtigen Frage zu liefern.

Die Aerzte haben es schon lange für eine ihrer ernstesten Pflichten angesehen, den bemitleidenswerthen Kranken, die mit der „fallenden Sucht" behaftet sind, auf jede mir irgend mögliche Weise beizustehen. Die zumeist ausschließlich angewandte Brombehandlung schlug in vielen Fällen fehl; mit Recht weist Herr Dr. Lang dem hygienisch-diätetischen Verfahren einen bevorzugten Platz in der Epilepsiebehandlung an. Zur hygienischen Behandlung rechne ich übrigens auch die Pflege der Haut, die man am besten durch ein genau vorgeschriebenes, das Nervensystem nicht zu sehr erregendes Wasserheilverfahren erreicht.

Alle Maßnahmen, welche man mit Erfolg gegen die Epilepsie anwendet, Hygiene, Diätetik 2c. laufen darauf hinaus, die Widerstandsfähigkeit des Patienten zu erhöhen, sein Nervensystem zu kräftigen und dadurch die Erregbarkeit der Großhirnrinde herabzusetzen, so daß die reflektorisch von hier ausgelösten Anfälle nicht zum Ausbruch kommen. Eine solche Herabsetzung der Erregbarkeit wird insbesondere durch die Bromsalze erreicht. Hier muß ich zum ersten Male meine von Herrn Dr. Lang abweichende Meinung äußern. Ich glaube, so sehr gering, wie es Herr Dr. Lang thut, ist der Werth der Brompräparate (sei es nun des Bromkalium oder einer anderen Bromverbindung) nicht zu veranschlagen. Ich kenne eine ganze Reihe Kranker, die schon seit Jahren unter Bromwirkung gehalten werden und bei einem Aussetzen des Mittels sofort wieder Anfälle in großer Häufigkeit und besonders starker Heftigkeit bekommen. Von einer Heilung durch Brom kann aber ebensowenig die Rede sein, wie durch ein hygienisch-diätetisches Verfahren. Beide Heilmethoden müssen sich gegenseitig unterstützen; man wird also die Brombehandlung mit einem bis ins kleinste Detail vorgeschriebenen hygienisch-diätetischen Regime zu verbinden haben.

Was nun die Frage der hypnotischen Suggestionsbehandlung anbelangt, so habe ich auch diese, namentlich veranlaßt durch die Veröffentlichungen des Dr. Welterstrand in Stockholm, mehrfach gegen die Epilepsie versucht. Herr Dr. Lang äußert sich über diesen Punkt, nachdem er im Allgemeinen den beruhigenden Einfluß psychischer Behandlung gewürdigt hat, folgendermaßen: „Ja, man ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat neben dieser indirekten auch eine direkte Beeinflussung der Krankheit mittelst des Hypnotismus, der Suggestion versucht. Selbstverständlich berichten die Anhänger dieser Methode von wunderbaren Erfolgen." Warum dieses „Selbstverständlich"? Ist es denn gleichbedeutend, Anhänger einer bestimmten Methode zu sein und nun jedesmal oder gegen alle möglichen Krankheiten glänzende Erfolge damit erzielen zu wollen? Ich möchte zunächst auf einen der größten Kenner der hypnotischen

---

Ihre Schwiegertochter noch gar nich mal — wie wollten Sie denn wissen, ob Sie mit ihr auskommen — Jung und Alt — Spenglern!" sie hebt warnend den Zeigefinger. „Un wenn se gar en lütt'jes Vermögen hat — Solche kucken oft über die Achseln. Spenglern, ich will nich unken, aber wenn Sie man nich mal an Jette Fuhse denken, wenn Sie Berlin im Rücken haben! Ne, ich will nichts sagen, aber Berlin und Stettin das is doch 'n Unterschied, das weiß jeder gebildete Mensch, und haben nu die langen Jahre hier gesessen." Sie haspelt beredt die Worte herunter, aber das faltenreiche Gesicht ihr gegenüber bleibt freundlich, wie zuvor, ein Lächeln umzieht den zahnlosen Mund. „Wenn ich se auch nich kenne! Wenn der Fritze sie sich ausgesucht hat, denn is se was werth, denn wird se ordnlich gegen seine alte Mutter sein."

„Na ja, dem Menschen sein Wille —" Die Redeselige wird durch rasches Anklopfen der Thür unterbrochen, dieselbe öffnet sich, und eine Hand schiebt sich herein.

„Aus Stettin!" ruft der Briefträger und verschwindet ungesehen.

„Ach, schon wieder!" sagt die Wittwe und dreht den Brief in der Hand.

Die Fuhse nimmt ihren Korb auf.

„Was die Weihnachtsbäume aber jetzt für Preise haben — was glauben Sie woll, Spenglern? große und schöne bis zu zwanzig Mark. Ne Sünde — die läßt der liebe Gott doch so zu lagen wild wachsen, Na — nu soll ich woll aber weiter und einheizen, daß mein Brummbär es warm findet? Nu haben Sie ja für'n paar Stunden Unterhaltung —"

„Ja — ja!"

„Dann bis hernach!"

Die Wittwe hält den Brief zwischen den welken Fingern und sagt, wie die Klinke mit scharfem Laut ins Schloß fällt: „Das hätte ich ja gar nich gedacht, daß er erst noch mal schriebe." Dann legt sie den Brief auf den Sophatisch auf die gehäkelte Decke und geht an's Fenster, um ihre Brille zu suchen. Richtig, da im Korbe bei den Strümpfen. Sie haucht die Gläser an und putzt sie mit dem Schürzenzipfel. Aber sie kann nicht viel mehr sehen, es dämmert schon.

„Da stecke ich mir lieber gleich die Lampe an!" sagt sie zu dem Hänschen, das unermüdet weiter hupft, hinauf, hinunter. Auf einem Spengler macht sich auch besser. Und dann buchstabirt sie langsam weiter, die erste Reihe, die zweite —

„Das hätte ich nicht geglaubt, daß —"

Ein lauter, röchelnder Ton aus der Brust der alten Frau, dann legt sie das Blatt hin, stiert über die Tischdecke nach der Lampe, sagt „nein, nein", streicht über ihre Schläfen und nimmt das Schreiben wieder. Sie hat sich verlesen — das kann nicht dastehen

„Daß ich Ihnen so eine traurige Nachricht geben muß. Sollte ja Alles so viel anders kommen und ist nun alles kaput und hoffnungslos. Vor weinen sehe ich gar nicht, was ich schreibe. So ein guter, ordnlicher Mensch wie der Fritz und muß nun so plötzlich von der Welt. Fing man blos mit einer Erkältung an, machte sich auch gar nichts draus und den in der Nacht ist der Lungenschlag gekommen und habe ihn man steif und kalt wieder gesehn, den gesunden, kräftigen Menschen. Und wird morgen begraben. Ach, liebe Mutter und ist nun aus, alles was man sich vorgenommen hat. Die weite Reise bei der Kälte nach hier wäre nicht zu rathen, hilft ja auch gar nichts mehr — er ist dagewesen und kommt nicht wieder und oft kann ich gar nicht glauben, das es war ist.

Und Sie werden wol eben so viel weinen müssen, wie ich. Und grüße Sie vielmahls bis in den tod Betrübt und haben uns nun noch nicht mal gesehn gehabt. Seine Sachen schicken wir nach dem Begrebnis und habe ihn auch Haare für uns Beide abgeschnitten. Und werden uns ja nun drein finden müssen, wenn es auch hart ist."

Die Wittwe liest und liest — endlich, hat sie ein Wort gefaßt und spricht es vor sich hin:

„Er ist dagewesen und kommt nicht wieder."

Ihr Fritz ist todt —

Sie lüftet langsam die Haubenbänder, sie drücken sie plötzlich unter dem Kinn. „Großer Gott, hast Du denn das zugeben können — wirklich zugegeben?" Ihre stieren Augen streifen die Decke des Zimmers, die alte Uhr, den Kanarienvogel, der jetzt sein Köpfchen unter den Flügel gedrückt hat, endlich die kleinen Photographien. „Das soll Alles sein, was von ihm übrig bleibt."

„Es ist ja nicht möglich, nicht möglich."

Sie steht auf, wankt aber und muß sich an der Stuhllehne halten.

„Mein Junge! mein Stolz, meine Hoffnung!"

und guckt nach der Unterschrift „Marie Mädke." Sie nickt: Marie

Sie steht auf, wankt aber und muß sich an der Stuhllehne halten.

„Mein Junge! mein Stolz, meine Hoffnung!"

Suggestion, Herrn Professor Bernheim in Nancy hinweisen, der bei einer sehr großen Anzahl von Epileptisen die Hypnose anwandte, aber in seinem bekannten Buche unumwunden zugiebt, „keine merklichen oder anhaltenden Resultate" damit erzielt zu haben. Ferner möchte ich auf mein eigenes Lehrbuch über „Suggestion und Hypnose" (Leipzig 1893) hinweisen, in dem ich etwa folgende Gesichtspunkte geltend machte: Die angeblich großen Erfolge Wetterstrands beruhen vielleicht auf einer Selbsttäuschung dieses Arztes, da „in vielen angeblich durch Suggestion geheilten Fällen eine Verwechselung mit Hysteroepilepsie vorgekommen zu sein scheint. Ich selbst habe die hypnotische Suggestion gegen Epilepsie nur in drei Fällen angewandt, bei denen ich jedoch keine wesentlichen Erfolge erzielte". Der Ansicht Wetterstrands, daß die Epilepsie immer durch seelische Einbrücke (Schreck 2c.) bei bestehender nervöser Disposition hervorgerufen sei, trat ich entgegen, da ich eine anatomische Grundlage des Leidens für wahrscheinlich halte und den Schreck 2c. nur als Gelegenheitsursache zum Ausbruch des Leidens ansehe. Die von einzelnen Autoren behauptete Wirksamkeit einer hypnotischen Behandlung glaubte ich so erklären zu dürfen, „daß die Suggestion eine derartige Beruhigung des Nervensystems schafft, daß es nicht bis zur Auslösung der Krämpfe kommt."

Die Wirkung erklärt sich also meines Erachtens ebenso, wie die der Brombehandlung und des hygienisch-diätetischen Verfahrens, nämlich durch eine Erhöhung der Widerstandskraft und eine Herabsetzung der Erregbarkeit der Großhirnrinde. Demnach handelt es sich hierbei ebenfalls um eine indirekte und nicht, wie Herr Dr. Lang annimmt (s. o.) um eine direkte Beeinflussung.

Am Schlusse meiner Abhandlung über Epilepsie findet sich folgender Passus:

„Es ist meines Erachtens wünschenswerth, weitere Versuche mit psychischer Therapie bei der Behandlung dieser unglücklichen Kranken anzustellen, da eben jede Möglichkeit, die traurige Lage der Patienten zu verbessern, versucht werden muß. Vor Illusionen in dieser Richtung muß natürlich gewarnt werden."

Wo bleibt also der „selbstverständliche Enthusiasmus", den Herr Dr. Lang bei den Anhängern dieser Heilmethode vorfand?

Allerdings möchte ich, veranlaßt durch einige neuerdings gegen Epilepsie angewandte Versuche mit hypnotischer Suggestion, insbesondere mit der von Wetterstrand empfohlenen Methode der „verlängerten Hypnose", anrathen, den Werth einer derartigen Behandlung nicht zu gering zu achten, ohne daß ich deshalb allzu weit gehende Hoffnungen an die Suggestionsbehandlung gegen Epilepsie knüpfe. Ich glaube, daß in vielen Fällen die hypnotische Suggestion auch gegen die echte Epilepsie Gutes leisten kann, während diese Behandlung gegen die sogenannten „hysterischen Krampfanfälle" nach wie vor als souveränes Mittel zu betrachten ist.

Durch die Suggestionsbehandlung wird aber weder das diätetisch-hygienische Verfahren, noch die Brombehandlung überflüssig. In der „kombinirten Behandlung" besteht meines Erachtens die beste moderne Epilepsiebehandlung.

Berlin vor hundert Jahren.

(Nach französischen Memoiren.)

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Holzhausen.

Unter den französischen Buchhandlersirmen ist es vor allem das Haus Plon, welches seit längeren Jahren auf dem Gebiete der Veröffentlichung von Memoiren napoleonischer Generäle und Feldherrn eine reiche, fast könnte man sagen, sicherhafte Thätigkeit entfaltet. Die Korrespondenz Davouts, die Memoiren des Generals Marbot, die Erinnerungen des kaiserlichen Marschalls Macdonald und des royalistischen Grafen de Rochechouart, die militärischen Dokumente des Generals de Gampredon und zahlreiche Veröffentlichungen ähnlichen Inhalts wanderten in Tausenden von Exemplaren in die Welt hinaus. Die ungemeine Abnahme, welche diese Werke finden, erklärt sich theilweise ohne Zweifel aus dem Umstande, daß die „nobles exploits de la Grande Armée" mehr als alles Andere geeignet sind, den Franzosen ein Pflaster auf die Wunde des gekränkten Nationalstolzes zu legen, welche vom Jahre 70 her noch immer nicht vernarbt ist. Auf der andern Seite aber sind die meisten dieser Werke als geschichtliche Dokumente in der That von einem hohen Werthe, und daher auch für uns Deutsche, deren Väter an jenen gewaltigen Kämpfen theilnahmen, von eminenter Bedeutung. In ganz besonderem Grade aber dürfte das Letztere bei einem Memoirenwerke der Fall sein, dessen erster Band, der vor ganz Kurzem in der genannten Firma erschienen ist, mir soeben von einem Pariser Freunde zugesandt wurde. Ich meine die Memoiren des Barons Thiébault, eines kaiserlichen Divisionsgenerals, dessen Name besonders in Norddeutschland dadurch bekannt geworden ist, daß sein Träger im Jahre 1813 unter Davout einer der Vertheidiger von Hamburg war. Diese Memoiren sind deswegen so interessant, weil Thiébault in Berlin geboren wurde und in unserer jetzigen Reichshauptstadt zur Zeit Friedrichs des Großen seine Jugend verlebt hat. Es möge mir daher erlaubt sein, meinen Lesern aus den reizvollen Schilderungen, die der Verfasser von der Aera des großen Königs entworfen hat, einiges mitzutheilen.

In Paris lebt noch zur Stunde ein altes, waltes Fräulein, die Tochter des französischen Generals. Aus lange verborgenen, lange vergilbten Manuskripten hat sie, die „Letzte ihres Namens", wie sie sich in dem Vorworte mit einem Anfluge von Wehmuth nennt, durch den Historiker Fernand Calmettes die Erinnerungen ihres verstorbenen Vaters herausgeben lassen. Dieser, Paul Thiébault, wurde am 14. Dezember 1769 als der Sohn Dieudonné Thiébaults geboren, eines jener zahlreichen Gelehrten, welche, wie Voltaire und Maupertuis, von dem Ruhme des großen Friedrich angezogen, die Stadt an der Seine mit dem Athen des Spreeflusses vertauscht hatten. Der Vater Thiébaults war Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, und sein einziger Sohn erhielt von der „nach deutschem Brauche" zahlreichen Patenschaft eine Anzahl von Vornamen, unter denen Paul sein Aufnahme wurde. Der mit Spreewasser getaufte kleine Franzose wuchs, wie aus seinen Schilderungen ersichtlich, als ein echtes Berliner Kind auf, prügelte sich mit den Berliner Straßenjungen und besaß eine Menagerie von Tauben, damals ein Hauptsport unter der Jugend der preußischen Residenzstadt.

Aber der zukünftige Soldat steckte in dem kleinen Thiébault, und mit einer schwärmerischen Begeisterung lief er, mit der Erlaubniß seines Vaters, zum Detailexerzieren, welches im Lustgarten, auf allen öffentlichen Plätzen und Promenaden wie im Thiergarten abgehalten wurde. Das einzige, was ihm mißfiel, war die damals bei den militärischen Exerzitien noch so reichliche Anwendung des Krückstocks, die er lebhaft beklagt. Mit um so größerem Zubel aber eilte der Knabe zu den großen Maimanövern auf dem Tempelhofer Felde, bei welchen der König mit 36,000 Mann auserlesener Truppen jene wunderbar präcisen Bewegungen auszuführen pflegte, mit denen er im 7jährigen Kriege die Tage von Roßbach und Leuthen gewonnen hatte. Da staunte der junge Thiébault das gewaltige Riesenregiment an, die königliche Garde, das superbe Gendarmerieforps mit seinen scharlachrothen und blauen Uniformen; am meißen aber imponirten ihm die ebenfalls aus dem siebenjährigen Kriege hinlänglich bekannten „Husaren des Todes," welche ihm erschienen, wie wenn „der Genius der Zerstörung" sie geschaffen. Die Angriffe auf den Ort Tempelhof, die prächtigen Reiterattacken und das rollende Feuer der Artillerie und des Fußvolkes, das alles wurde überboten durch die Erscheinung des Königs selbst, der, von einer glänzenden Suite fremdländischer Offiziere umgeben, auf dem Manöverfelde erschien, und dessen weiße Haare „vierzig Jahre des Ruhmes zu adeln schienen."

Neben diesen großartigen Maimanövern fanden alljährlich am Gesundbrunnen Besichtigungen der Artillerie und der Berliner Garnison statt. Bei einer solchen Revue wollte der mehr als achtzigjährige Ziethen in Person eine Attacke anführen. Aber Friedrich, der ein „dem Staate so theures Leben" nicht unnütz aufs Spiel setzen lassen wollte, verwickelte den Alten in ein längeres Gespräch, welches diesen hinderte, an der Charge theilzunehmen. Paul Thiébault, der mit einigen Zöglingen der Kriegsschule zu der Revue hinausgegangen war, hatte das Glück, die beiden großen Feldherren aus nächster Nähe sehen und sogar ihrem Gespräche zuhören zu können. Er versichert, daß Friedrich, um den greisen Ziethen in Gegenwart der Armee und des zahlreichen Publikums zu ehren, ihn mit dem Hute in der Hand angeredet habe.

Ein anderes Mal sah der junge Thiébault den großen König bei Gelegenheit eines festlichen Prunkmahles, welches zur Hochzeitsfeier einer Prinzessin des königlichen Hofes im Schlosse veranstaltet wurde. Das Mahl war prächtig, der Glanz der Toiletten entzückend, aber doch fühlte sich der dreizehnjährige Knabe mehr als durch all die Pracht von dem Anblick des großen Kriegers und Denkers angezogen, der, in seinem alten Rocke, seinem abgeschabten Hute und seinen formlosen großen Stiefeln, die glänzende Gesellschaft des Hofes in den Schatten stehte.

Weniger beliebt als der „alte Fritz" war im Volke, trotz einer gewissen Gutmüthigkeit, der Thronfolger, der spätere König Friedrich Wilhelm II., und der General Thiébault weiß eine hübsche Anekdote zu erzählen, wie der Kronprinz, der im strengsten Inkognito einst nach Potsdam geritten war, auf dem Heimwege einen ihm begegnenden Schlächter über seine Popularität befragte, und von diesem, der den Prinzen recht wohl erkannt hatte, aber dessen Inkognito geschickt zu benutzen wußte, einige recht unliebsame Antworten zu hören bekam. Auch von Voltaire und Maupertuis, den beiden berühmten Franzosen am Hofe des Königs, findet sich eine ansprechende Anekdote: Beide hatten sich gründlich überworfen, was bei Voltaires Eitelkeit und Unverträglichkeit eben kein Wunder war. Der Kanzler v. Cocceji suchte die eitlen Männer zu versöhnen. Er nahm zuerst Voltaire vor, dem er mit dem Aufgebote einer immensen Beredsamkeit zu belehren versuchte. Als alle anderen Gründe nicht verfingen, machte er ihn schließlich darauf aufmerksam, daß zwei Landsleute, zwei Franzosen, in einer solchen Stellung sich doch gewisse Rücksichten schuldig wären. „Zwei Franzosen!" platzte der alte Cynniker Voltaire heraus, „nun, dann mögen Sie wissen, mein Herr, daß, wenn sich zwei Franzosen am Ende der Welt begegneten, sie sich gegenseitig auffressen würden, das ist ein Naturgesetz."

Verlassen wir den Hof Friedrichs des Großen, um noch einige Worte über die Berliner Gesellschaft zu sagen, wie sie uns der Baron Thiébault nach seinen Jugenderinnerungen schildert. Nachträglich sei noch bemerkt, daß der Autor aus dem Nachlasse seines Vaters ein äußerst wohlgelungenes Pastellbild des großen Königs besaß, welches ein englischer Amateur Cunningham gemalt hatte. Dieses Bild ist in einer trefflichen Heliogravüre dem Werke beigegeben. Was nun die société de Berlin anlangt, so zeichnet uns der Schriftsteller vor allem die liebenswürdige Silhouette der Gräfin Kameke, welche sowohl in ihrem in der Hauptstadt gelegenen Hause wie auch auf ihrem Schlößchen Mon choix eine überaus angenehme Gastlichkeit pflegte. Wer die Gräfin auf ihrem Schlosse besuchte, konnte dabei in ungezwungenster Weise seinen Lebensgewohnheiten nachgehen; er konnte frühstücken, wann er wollte, die Bibliothek benutzen, Billard spielen, im Park spazieren, alles ganz nach Belieben und ohne sich an den Zwang einer lästigen Hausordnung zu binden. Nur das Diner und die Abendgesellschaft vereinigten die zahlreichen Gäste. Dabei hatte die Gräfin eine höchst sinnreiche Einrichtung getroffen, um ihren Bedienten, welche, wie sie beobachtet, über die große Zahl der Eingeladenen die und da etwas mürrisch geworden waren, die Einquartierung angenehm zu machen und hierdurch den Gästen stets aufmerksame und willfährige Diener zu verschaffen. Es mußte nämlich die gesammte Dienerschaft, auch wenn die Gräfin allein zu Mittag speiste, in voller Livree im Speisesalon erscheinen, genau in derselben Weise, wie wenn zahlreiche Gesellschaft vorhanden war, — natürlich langweilten sich die armen Kerle fürchterlich, weil sie nichts zu thun hatten, und waren fürderhin froh, wenn Gäste kamen.

Zu den Freunden der Gräfin v. Kameke gehörte auch der Fürst Georg Dolgoruky, derselbe, welcher 1806 Gesandter am österreichischen, 1807 am Hofe des Königs von Holland war und 1813 in Kopenhagen die Unterhandlungen führte, die Dänemark zum Beitritte zu der Koalition veranlassen sollten. Wir stehen noch im 18. Jahrhundert, welches trotz Voltaire und Lessing noch tief in dem Glauben an Spuk- und Vorgeschichten steckte, und dem „zweiten Gesichte" eine entschiedene Existenzberechtigung einräumte. So erschien eines Tages der russische Fürst im Salon seiner Berliner Freundin, der er schreckensbleich mittheilte, daß ihm sein in Rußland wohnender Lieblingsbruder in der verflossenen Nacht erschienen sei und ihm deutlich „Lebewohl" zugerufen habe. Und richtig, nach Verlauf von etwa drei Wochen traf auch die Todesnachricht jenes Bruders ein, und es stellte sich heraus, daß er gerade in derselben Nacht gestorben war, in der der Fürst jene Erscheinung gehabt! Eine ähnliche Geschichte sollte sich bei dem Tode des Artilleriedeserteurs du Trousset ereignet haben. Du Trousset erschoß sich, weil ihn eine fatale Verwechselung in den Augen seines Kriegsherrn bloßgestellt hatte. Er war nämlich der Liebling des Prinzen Heinrich, während er sich von dem Könige mehrfach zurückgesetzt glaubte. Nun verfaßte er einst ein dienstliches Schreiben an Friedrich und schrieb gleichzeitig einen höchst vertraulichen Brief an den Prinzen, in dem er diesem sein Herz ausschüttete und sich über den König bitter beklagte. In der Eile verwechselte er die beiden Briefe, und als er seinen Irrthum gewahr wurde, machte er seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Letzteres geschah in Magdeburg; seine Stiefschwester Minette von Kleist aber wollte in derselben Nacht ihren Vater, mit Blut bedeckt, am Boden ihres Schlafzimmers haben liegen sehen.

Auch der jüdischen Gesellschaft von Berlin widmet der Autor einige interessante Stellen in seinen Memoiren. So entwirft er uns ein anschauliches Bild von der damaligen Feier des Laubhüttenfestes, welche noch öffentlich in den Gärten und an eigens dazu hergerichteten Plätzen begangen wurde. Da hatte jede Familie ihr Laubhäuschen, welches mit Blumen und Guirlanden geschmückt und des Abends mit Lampen erleuchtet wurde. Alle Welt ging hin, um dieses Fest zu sehen, welches auf die Seele des Knaben einen tiefen Eindruck machte.

Recht unapetitlich dagegen muß nach der Schilderung des Verfassers zur damaligen Zeit noch der Zustand mancher Straßen der Hauptstadt gewesen sein — zumal bei feuchtem Wetter — und Thiébault weiß von den Komposthaufen, welche oft lange Zeit in den Straßen liegen blieben, manch lustiges Stücklein zu erzählen. Unter anderen dieses: Die Mutter Thiébaults gab eines Abends eine Gesellschaft. Einer der Geladenen, ein Witzbold, mit Namen Char-

---

Und dann wundert sie sich, daß sie nicht weinen kann. Für anderer Leute Kummer hat sie doch sonst so leicht Thränen gehabt Sie schüttelt den Kopf — dies ist schlimmer, als wie zum Weinen — „dies frißt mir das Herz ab!"

Beten? Die Finger sind so starr, als sie sich endlich aber fügen und sie sagen will: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen — da wollen die Lippen nicht, da kommt nichts wie ein röchelnder Schrei aus ihrer Brust, und sie stürzt neben der ruhig tickenden Uhr auf den Boden in die Knie.

Sterben hat er müssen, das frische Blut, der kräftige Bursche, für den sie gehungert und gearbeitet hat; es gehen so viele elende Menschen und unnütze, schlechte in der Welt herum. Warum mußte er sterben? Warum ist sie nicht dafür abgefordert? Seine Marie sagt: werden uns drin finden müssen — ja, die ist noch jung und sieht vielleicht bald nach einem Anderen — sie aber, seine Mutter! — Ein Frost schüttelt sie. Nein, sie kann sich nicht drin finden — will nicht, kann nicht —

Sie schlägt mit der Faust gegen den Uhrkasten — das Ticktack thut ihr weh. Die alte Uhr sollte mit, „die muß ich wieder hören," sagte Fritz. Nun tickt sie, und in ihm ist kein Athemzug mehr — ihn haben sie schon in die kalte Erde gelegt.

„Ich habe auch nichts mehr auf der Welt zu thun!" — — —

Die Fuhse, in der einen Hand den Kartoffelkorb, in der andern das Messer, schlürft auf die Thür der Nachbarin zu. Sie hält es nicht mehr aus vor Neugier, was in dem Briefe stehen mag. Die Kartoffeln kann sie auch da schälen, und mit der Nachbarschaft ist es ja nun doch bald aus.

„Zugeschlossen?" Das wäre das erste Mal — wahrhaftig! Wie sie sich an's Schlüsselloch beugt, kommt ein röchelnder Laut zu ihr — ein Aechzen. Der Korb fliegt auf den Boden und ein heftiger Fußtritt gegen die Thür — noch einer — sie kracht bereits, als ihr Mann den Kohlkopf drüben herausstreckt. „Was is'n los, zum Donnerwetter!"

„Die Spenglern — hör doch nur — der muß was passirt sein."

Fuhse klappert auf seinen Holzpantinen heran.

„Woll'n wir kriegen!" Ruck, da fliegt die Thür auf. Am Fenster, am Riegel hängt die alte Frau. Das Häuschen ist erwacht und flattert unruhig auf den Stäben hin und her.

Fuhse, se is noch warm. Lauf nach'm Doktor nebenan — nee, hilf erst mal. Lieber Gott, nur mit'm Schürzenband —"

„Nee," sagt der Arbeiter, „so was muß auch ordentlich gemacht werden — wenn schon mal." Sie tragen die Röchelnde auf das Sopha. „Nu lauf aber!"

Und Anton Fuhse ist willfährig.

„Lieber Gott, Spengler," spricht die kleine Frau auf die Greisin ein, „sie is doch sonst immer so 'ne gottesfürchtige Person gewesen! Un' nu so was."

Sie zieht ihr die Schuh aus, öffnet die Kleider, legt sie besser hin und läuft dann nach dem Eckschrank, wo das Mittel der Alten, „Hofmanns Tropfen", stehen. Dann ist der Arzt da. Er untersucht die Strangulationsmarke, den Puls.

„Ach Herr Doktor," jammert die Fuhse, „sie war so rechtschaffen! In dem Briefe da muß was gestanden haben —, sie ist noch jung und ehrlich! Herr Doktor, es kann nur in der Verzweiflung gewesen sein —"

Anton Fuhse steht neben dem Thürpfosten und dreht seine Mütze in den Händen herum und streckt die dicke, rothe Nase in die Luft.

„Herr Doktor, wenn noch'n Weg zu machen is — nach der Apotheke?"

„Sie muß ins Krankenhaus!"

„So!"

Die Fuhse bringt den Brief. „Dadrin wird es wohl stehn."

Der Arzt überfliegt ihn. „Ihr Sohn ist todt."

„Sehn Sie wohl, sehn Sie wohl — ach, Herr Doktor, die war ja zu gut! Und — is sie denn auch —"

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Nein, sie wird aufwachen und am Leben bleiben. Und das ist das Schlimmste!"

Mystizismus im täglichen Leben.

Von

Franz von Busch.

„Aber mein gnädiges Fräulein, das ist Mystizismus."

Sie lacht belustigt auf.

„Dann huldige ich ihm, ohne es zu wissen und zu wollen. Ich weiß nicht einmal so recht, was das Wort bedeutet. Bitte, wollen Sie die Güte haben, es mir zu erklären."

„Mit dem größten Vergnügen," erwiedere ich und danke im Stillen zunächst Max Nordau, in dessen Buch „Entartungen" ich kürzlich die Erklärung gelesen, und dann meinem trefflichen Gedächtniß, das mich befähigt, sie beinahe wörtlich zu wiederholen. Da es sich um keine gedruckte Abhandlung, sondern nur um ein harmloses Zwiegespräch handelt, so halte ich mich zur Quellenangabe nicht verpflichtet, sondern lasse meine liebenswürdige Zuhörerin in Unwissenheit darüber, von wannen mir die Weisheit kommt, die vor ihr auszukramen ich im Begriffe stehe. Mich in Positur setzend, dozire ich frisch darauf los:

„Der Mystizismus ist ein Geisteszustand, in welchem man unbekannte und unerklärliche Beziehungen zwischen den Erscheinungen anzunehmen oder zu ahnen glaubt, in den Dingen einen Hinweis auf Geheimnisse erkennt und sie als Sinnbilder betrachtet, durch welche eine dunkele Gewalt allerlei Wunderbares zu enthüllen oder doch anzudeuten sucht, das man sich, meist vergebens, zu errathen bemüht!"

Sie hatte mir zuerst erwartungsvoll, dann aufmerksam zugehört; je länger ich sprach, um desto mehr prägte sich auf ihrem Gesichte eine gewisse Rathlosigkeit und Hilflosigkeit aus, das alles löst sich aber zuletzt auf in eine Miene heiterer Ausgelassenheit. Die Hände zusammenschlagend, ruft sie lachend:

„In einem solchen Geisteszustand soll ich mich befinden, lediglich weil ich meine beabsichtigte Reise nach der Riviera nicht am Freitag antreten mag?"

„Allerdings", erwiedere ich mit überlegener Miene. Könnten Sie mir die Beziehungen zwischen dem Freitag und den etwaigen Unfällen, die Sie auf der Reise treffen möchten, erklären?"

„Das ist aber gar nicht nöthig", erwiedert sie mit einer Zuversicht, gegen die nicht leicht anzukämpfen ist. „Der Freitag ist ein Unglückstag, das weiß alle Welt."

„Womit wollen Sie das beweisen?"

„Mit hundert, mit tausend Beispielen."

„Ich bitte um ein einziges."

„Nch, ich habe augenblicklich keins zur Hand. Jedermann wird Ihnen sagen, daß man am Freitag nichts unternehmen soll. Wenn Sie mich deshalb eine Mystikerin nennen, so werden Sie nicht leicht eine Person finden, die Sie nicht so bezeichnen können."

„Aber ich bitte Sie, mein gnädiges Fräulein."

„Ich halte meine Behauptung im vollsten Umfange aufrecht, und kann selbst die gesellschaftliche Regel, daß die Anwesenden immer ausgenommen sind, nicht beobachten," fährt sie, vom halb versteckten zum offenen Angriff übergehend, fort, „auch Sie, mein verehrter Herr —"

„Aber, meine Gnädigste, da möchte ich doch sehr bitten," werfe ich zum zweiten Male dazwischen. Sie läßt sich nicht stören und spricht weiter:

peitlier, erschien bei ihr, aber ganz mit Spritzflecken bedeckt. Er entschuldigte sich damit, daß er in einen „Kirchesen" gefallen sei. Hierunter verstand er einen jener Kehrichthaufen, welche Kirchesen, so hieß der damalige Polizeipräsident, von Rechts wegen hätte fortschaffen lassen müssen.

Es ließe sich aus der Berliner Zeit des Generals Thiébault noch manches erzählen, indessen dürfte das Mitgetheilte genügen, um bei deutschen Geschichtsfreunden ein Interesse für die in leichtem und überaus fesselnden Stile geschriebenen Schilderungen des französischen Generals zu erwecken. Die Familie verließ im Frühjahr 1784 die preußische Residenz, um in ihre Heimath zurückzukehren. In einem altväterischen Reisewagen — er war so groß, daß eine Bettstatt für mehrere Personen darin aufgeschlagen werden konnte — reisten die Thiébaults durch Deutschland. Die Gegend von Helmstedt war damals noch so unsicher, daß die Reisenden einen großen, in der Nähe jener Stadt gelegenen Wald nur mit geladenen Pistolen und unter der Bedeckung eines preußischen Soldaten zur Nachtzeit zu passieren wagten.

Auch der übrige Theil des Thiébaultschen Memoirenbandes ist von hohem Interesse. Die damalige Unsicherheit von Paris — unter Ludwig XV. fungirten die gardes françaises geradezu als bravi, und mancher verschwand, von ihren Degen durchbohrt, hinter dem Geländer der nächsten Seinebrücke — der Magnetiseurschwindel des vorigen Jahrhunderts, insbesondere die Konsultationen des berühmten Arztes Deslon, in dessen Sprechzimmer sich die vornehme Welt Rendezvous gab, endlich die Schilderung des Ausbruches der Revolution, alles das ist von packender Wirkung. Der junge Thiébault tritt in eine der Pariser Sektionen, macht den Zug nach Versailles mit und zieht im Jahre 1793 ins Feld. Während eines Aufenthaltes in Paris wird er verhaftet, kommt vor das Revolutionstribunal und ist mehrere Male nahe daran, seinen Kopf zu verlieren. Besonders durch die Thorheiten seines Freundes, des später als Dramatiker bekannt gewordenen Bouy, der sich einen Spaß daraus macht, während der Schreckenszeit den Royalisten zu spielen, wird er in die bedenklichsten Abenteuer verwickelt und entgeht einmal nur um Haaresbreite dem Henkerbeile Samsons. Später macht er das Treffen bei Wattignies und die Entsetzung von Maubeuge mit und ist auch am 13. Vendemiaire in Paris gegenwärtig. Mit einem Hinblicke auf das emporflammende Gestirn Bonapartes schließt der erste Band dieser Memoiren. Es werden ihnen noch verschiedene andere folgen, für uns Deutsche aber dürfte keiner der kommenden das Interesse bieten wie dieser erste, der uns so lebendig in das Berlin Friedrichs II. und unter die Zeit- und Ruhmesgenossen des großen Königs versetzt.

Das Telephon.

Eine gesellschaftliche Strafpredigt.

Von [Nachdruck verboten.]

Fritz Stahl.

Feine Sitte ist bei uns nicht gerade sehr im Schwang. Wer unser gesellschaftliches Leben beobachtet, wird sich der Erkenntniß nicht verschließen können, daß besonders in den Kreisen der jüngeren Jugend männlichen Geschlechts eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen den lieben Nächsten herrscht, ja sogar mit einer Art von Koketterie recht geflissentlich zur Schau getragen wird. Daran hat man sich im Lauf der Zeit gewöhnt, und beinahe hört man schon auf, es zu empfinden.

Aber es giebt ein Gebiet, auf dem die Rücksichtslosigkeit wahre Orgien feiert und von Mann, Weib und Kind bis — es muß einmal ausgesprochen werden — bis zur Rohheit getrieben wird: im Gebrauch nämlich oder im Mißbrauch vielmehr des Telephons. Wäre all der grobe Unfug, der hier von Angehörigen der Stände, die so gern die gebildeten sich schelten lassen, verübt wird, strafbar, die Zahl der Richter müßte verdoppelt werden.

Gegen die Zahlung einer bestimmten Summe wird von der Verwaltung ein Fernsprecher geliefert und angeschlossen. Dem Abonnenten wird dabei keine Bedingung gestellt, und vom juristischen Standpunkt aus hat er das unzweifelhafte Recht, die Einrichtung zu benutzen, so oft es ihm Spaß macht. Aber allerdings auch nur vom juristischen Standpunkt aus, der in solchen Dingen aber doch sicherlich nicht der entscheidende ist. Wenn mir Jemand irgend eine Sache à discrétion zur Verfügung stellt, will sagen, auf meinen Anstand und Takt vertraut, so fühle ich mich als gebildeter Mann gehalten, davon den allervorsichtigsten Gebrauch zu machen: nicht nur die eigene Noblesse verpflichtet, sondern noch viel mehr die der Anderen. Wenn aber diese Sache gar eine Einrichtung ist, welche der ganzen Gesellschaft Nutzen bringen soll, und wenn ich durch ihren übermäßigen Gebrauch diesen Nutzen verhindere oder gar andere Leute, welche dasselbe Recht haben wie ich, schädigen kann, so werde ich doppelt diskret sein. Und alles Gefühl der juristischen Berechtigung wird mich nicht über die Grenzen der moralischen Berechtigung hinausstreiben. Ich glaube hier und ferner ruhig von „mir" sprechen zu können, da ich nicht als Persönlichkeit, als vermeintliches Muster etwa spreche, sondern, wie ich wenigstens glaube, als Vertreter aller Leute von guter Erziehung.

Aber kann man denn andere Leute schädigen durch unnützen Gebrauch des Telephons? Ja, ist denn das überhaupt eine Frage?! Er kann natürlich keine Statistik darüber geben, wie oft eine solche Schädigung wirklich eintritt. Die Möglichkeit jedenfalls ist allemal gegeben, wenn der Besitzer des rufenden oder des gerufenen Apparats nicht zu der doch nicht gerade so häufigen Spezies der Menschen gehört, die gar kein Geschäft haben. Jeder Geschäftsmann kann direkten materiellen Schaden dadurch haben, wenn sein Fernsprecher zu Unterhaltungen von anderen Personen als ihm selbst benutzt wird. Noch schlimmer steht die Sache etwa bei einem Arzt, wo noch unter Umständen die Hilfeleistung bei einem Kranken verzögert werden kann.

Aber ich gebe zu, daß solche direkte Schädigungen vielleicht sehr selten sind. Sehr häufig ist es dagegen der Fall, daß die Angerufenen ganz ohne Noth in ihrer Beschäftigung oder in ihrer Muße aufs Unangenehmste gestört werden. Eine Störung der Muße? Das mag vielleicht auf den ersten Blick komisch erscheinen, es ist aber ganz ernst gemeint. Die Muße ist besonders in der Großstadt, wo das Hasten und Jagen des täglichen Treibens die Nerven aufs Höchste anspannt, eine sehr nothwendige Sache. Je behaglicher, je langweiliger im äußerlichen Sinne diese Stunden des Ausspannens sich gestalten, desto besser und fruchtbringender sind sie. Um diese Behaglichkeit aber ist es schon geschehen, wenn nur drei oder vier Mal im Laufe des Abends der gelle Lärm der Telephonglocke die stillen Räume durchschrillt. Besonders beliebt ist das garnicht so harmlose Gesellschaftsspiel des abendlichen Anrufens bei den Damen. Zu einer Zeit, wo man niemals mehr wagen würde, in eine Familie persönlich einzudringen, wo man Bedenken tragen würde, selbst in wichtigen Sachen noch eine Botschaft zu senden, drückt man gedankenloser Gewohnheit nach zum störenden Alarmruf den Knopf.

Und noch ein allgemeines Bedenken kommt in Betracht. Die Leute, die so voller Ungeduld am Apparat stehen und auf alle mögliche Weise die Verbindung zu beschleunigen suchen, bedenken nicht, daß die Bedienung um so langsamer vor sich geht, je öfter die einzelnen Theilnehmer das Telephon benutzen. Es kann, glaube ich, bei der fortwährenden Vergrößerung des Netzes mit ziemlicher Sicherheit schon heute der Zeitpunkt vorausgesagt werden, wo die Sache nicht weiter geht, wo man das Drei- und Vierfache der Zeit brauchen wird, um eine Verbindung zu bekommen, kurz, wo der Nutzen der großartigen Erfindung in Frage gestellt wird. Dann aber giebt es für die Verwaltung nur ein Mittel: jedes Gespräch einzeln bezahlen zu lassen. Natürlich wird sich darauf ein großes Lamento erheben und ein allgemeines Schimpfen. Niemand wird es wahr haben wollen, daß das Publikum selbst die Schuld trägt dadurch, daß es schmählich das Vertrauen der Verwaltung auf diese Diskretion getäuscht hat. Dann wird man sich natürlich auf das Allernothwendigste beschränken.

Also was soll geschehen? Soll man wirklich nur in Fällen den so bequemen Apparat benutzen, wo es durchaus nothwendig ist? Das wäre das Ideal ohne Zweifel. Aber ich werde mich schwer hüten, das nur zu fordern, man würde mich auslachen. Nur das Eine möchte ich doch sagen: So ungeheuer bequem scheint mir der Fernsprecher nicht zu sein, und wenn ich etwas ebenso gut durch eine Postkarte bestellen kann, so verzichte ich gerne auf das Vergnügen, gegebenen Falls zehn Minuten am Apparat zu stehen und die Nerven zu reizen. Aber mit sich und seiner Kraft kann schließlich Jeder wirthschaften wie er will. Es giebt doch in allen Dingen einen Mittelweg, und ich meine, es wäre schon viel gewonnen, wenn im Interesse der Andern und im eigenen die Theilnehmer an der Fernsprecheinrichtung darauf nur mit Strenge sähen, daß die ganz thörichten und lächerlich überflüssigen Gespräche unterbleiben. Ich könnte Beispiele anführen, über deren Komik man fast den Ernst der Sache vergessen könnte. Aber zunächst möchte ich das nicht, und dann — — ich will mich nicht gern mit meinen lieben Verwandten und guten Bekannten exzürnen. Und zudem bin ich überzeugt, jeder meiner geneigten Leser könnte mir auch mit derartigen Geschichten dienen. Und wenn gar die Beamten Zeit hätten, zu lauschen, und Erlaubniß, zu reden!!

Am tollsten ist die Verirrung, daß man das Telephon benutzt, um seinen Freunden eine „Aufmerksamkeit" zu erweisen. Ein Fest in einer telephonisch belasteten Familie bringt wahre Folterqualen für die armen Opfer mit sich. Der Fernsprechapparat ist wahrhaftig kein ungewöhnlicher Weg mehr, um Jemandem seinen Glückwunsch oder die allerherzlichste Antheilnahme auszusprechen. Und das Merkwürdigste dabei ist, daß man so selten Leute trifft, die eine Empfindung dafür haben, daß diese Aufmerksamkeiten für den Empfänger geradezu verletzend sind. Es lohnt eben doch offenbar dem Geber nicht, mehr Zeit und Mühe für die Sache aufzuwenden als zum „Anklingeln" gehört. Von der Rücksichtslosigkeit, die dazu gehört, Jemanden an einem Tage zu alarmiren, wo es vielleicht vierzig oder fünfzig andere Leute mit demselben Rechte thun könnten, ist dabei noch gar nicht einmal die Rede.

Vor den gewöhnlichen überflüssigen Gesprächen kann man sich mit der Zeit schützen. Neulich ruft am späten Abend die Glocke eine Dame meiner Bekanntschaft an den Apparat. Eine Verwandte, die Dame meiner Bekanntschaft an den Apparat. Eine Verwandte, die sie selbst sprechen will. In ziemlicher Aufregung folgt sie der Aufforderung, die ihr das Mädchen überbringt. „Um Gottes Willen, es ist doch nichts passirt?" „Nein doch. Ich bin nur allein und langweile mich so." „Ich langweile mich niemals. Schluß!" Dreimaliges kräftiges Klingelzeichen. Wenn die Dame so fortfährt, wird sie bald sicher sein. Zur Nachahmung empfohlen. Bei Aufmerksamkeiten mit der Abweichung, daß die Antwort nur heißt: „Schluß!"

Ich sagte in der Einleitung, daß die Rücksichtslosigkeit auf diesem Gebiete bis zur Rohheit geht. Es ist auch eine der sogenannten Aufmerksamkeiten, die ich dabei im Auge hatte: die telephonische Erkundigung nach dem Befinden eines Kranken. Natürlich traue ich den meisten Menschen nicht zu, daß sie diese Rohheit absichtlich begehn. Ich kenne sehr gutmüthige Menschen, die, sicher nie einer solchen bewußt sich schuldig machen würden. Es ist eben nur Gedankenlosigkeit, welche die Folgen einer sonst gewohnten Art des Verkehrs in einem bestimmten Falle nicht überlegt. Aber man mache sich diese Folgen einmal klar. Die Frau des Hauses ist krank. Ihr Mann leistet ihr Gesellschaft; die Dienstboten sind mit den Kindern beschäftigt. Die theilnehmenden Freunde aber sind zahlreiche; zehnmal schreckt die Kranke bei dem durchdringenden Signal zusammen, zehnmal muß Jemand, der mit der Pflege der Patientin oder sonstwie seine nothwendige Beschäftigung hat, zum Apparat eilen, um dieselbe Auskunft zu ertheilen. Wenn nicht gar das Telephon in demselben Zimmer sich befindet, wo der Kranke oder Rekonvaleszent sich aufhält, und er mit seinen doppelt reizbaren Nerven Signal und Unterhaltung über sich ergehen lassen muß. Auch da giebt es nur eins: „Schluß!"

Man sieht, ich neige nicht zu Extremen. Sonst hätte ich leichtlich den Fall konstruiren können, wo der geängstigte Gatte noch schnell den Arzt herbeiholen will und die herzlichst theilnehmenden Freunde ihm den Gebrauch seines Apparates unmöglich machen.

Et cetera.

W. L. Alexander Dumas kannte bekanntlich Niemandem eine Gefälligkeit verlagen. So gab er eines Tages einem Individuum einen Empfehlungsbrief nach Brüssel mit und empfahl ihn dort einem seiner Freunde, einem Großindustriellen namens B.., auf das Wärmste. B.. nahm den Fremden wie einen Bruder Alexander Dumas auf, führte ihn in seine Kreise ein, stellte ihn seinen Freunden vor, und lieh ihm seinen Wagen und seine Pferde. Nach 14 Tagen verschwand Dumas Freund, und mit ihm das beste Pferd aus seiner Stalle seines Wirthes. Sechs Monate später reiste B.. nach Paris und suchte Alexander Dumas auf. „Lieber Freund," sagte er zu ihm, „ich danke Ihnen herzlich, Sie empfehlen mir ja saubere Herren, Ihr Freund ist ein Spitzbube, er hat mir ein Pferd gestohlen." Entrüstet hob Dumas die Hände gen Himmel und rief: „Was, Ihnen auch?"

❦

□ „Pah!" sagte Jemand, „die Ehrenlegion! Jedermann hat sie!" — „Ich glaube es nicht," erwiederte der Minister **de Salvandy**, „denn Jedermann verlangt sie."

❦

□ „Aber, lieber **Hähnel**, wie können Sie mit diesem faden Menschen so lange plaudern?" — „Heute ist Freitag," sagte der große Bildhauer lachend, „da bin ich mit Stockfisch zufrieden".

❦

W. L. „Wissen Sie, was mir so gut an der Akademie gefällt?" sagte die **Kaiserin Eugénie** eines Tages zu François Coppée. „Nun, Majestät?" „Daß sie die Vierzig nie überschreitet!"

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Grüttefien in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

„Wer war es denn, der kürzlich so ungehalten ward, wie es mit Europas übertünchter Höflichkeit nur irgend vereinbar ist, als ihm zu einem Aufstuge viel Glück gewünscht wurde? Wer hat mir gestanden, daß er am liebsten umkehren möchte, wenn ihm auf dem Wege zum frischen, fröhlichen Jagen zuerst eine alte Frau begegnet?"

Ihr Lachen klingt schelmisch und triumphirend, und mir ist zu Muthe, als sauge der Boden, auf dem ich stehe, langsam zu weichen an.

„Das ist so bräuchlich bei den Jägern," erwiedere ich, ohne daran zu denken, daß ich mich beinahe mit denselben Worten ausrede, die Teil nach dem Apfelschuß vor dem Landvogt brauchte, und wie Geßler will auch sie die Antwort nicht gelten lassen.

„So entschlüpfen Sie mir nicht!" ruft sie. „Sagen Sie mir doch, welche Beziehungen zwischen einem guten Wunsche und einem schlechten Schuß zu entdecken sind oder welches Sinnbild für Ihr Jagdergebniß Sie in dem armen alten Weibe sehen, das Ihnen durch seinen Morgengruß den Tag verdirbt, noch ehe er recht begonnen hat?"

„Das Sinnbild, ja das Sinnbild ist es," antworte ich, um doch etwas zu sagen, und ich werde auch sofort geschlagen mit meinen eigenen oder vielmehr mit den Nordauschen Worten, auf die ich mich soeben erst mit vollem Zutrauen gestützt habe.

„Das alte Weiblein ist also das Sinnbild, durch welches dunkle Gewalten Ihnen das Wunderbare enthüllen, daß Ihnen an diesem Tage nichts vor den Schuß kommen wird!" ruft sie mit großer Ernsthaftigkeit, „ich mache Ihnen mein Kompliment, mein Herr Mystiker. Ist bei Ihnen in solchen Fällen der Geisteszustand auch mit starken Gemüthsbewegungen verbunden, die das Bewußtsein als Folge der Ahnungen auffaßt, obgleich umgekehrt jene Emotionen das Vorbestehende, die Ahnungen aber von ihnen veranlaßt sind und Richtung und Farbe von ihnen erhalten?"

Sie sagt die Sätze in unverkennbarer Absichtlichkeit her, wie etwas, das auswendig gelernt, aber nicht begriffen ist, und ich stehe da in meines Nichts durchbohrendem Gefühle. Es ist die Stelle, die sich bei Nordau an die von mir angeführte reiht.

„Sie haben „Entartungen" gelesen," stammele ich „und wissen —"

„Mit welchem fremden Kalbe Sie gepflügt," fällt Sie mit gutmüthigem Lachen ein, „darum keine Feindschaft, verehrter Freund, weshalb sollten Sie nicht auch sagen: „Je prends mon bien où je le trouve?" Mit Ihrer Erlaubniß folge ich Ihrem Beispiel.

„Wie das?"

„Nun, ich nenne fortan Mystizismus und zwar Mystizismus im täglichen Leben, was man sonst Aberglauben zu nennen pflegt, das klingt jedenfalls besser und vornehmer.

„Ich schenke Ihnen den Gedanken, wie der verstorbene Berthold Auerbach, der freilich mehr und Besseres von dieser Sorte zu verschenken hatte, zu sagen pflegte," antworte ich, „nur sehe ich nicht ein, was Sie damit anfangen wollen."

„Mancherlei. Vielleicht benutze ich ihn zu einem Feuilleton", lacht sie übermüthig. Kommen Sie her, setzen Sie sich, machen wir uns an die Arbeit. Sehen wir uns den kleineren und größeren „Mystizismus", den sich unsere lieben Mitmenschen zu ihrem Privatgebrauch halten, ein wenig näher an. Ich habe den Freitag und Sie den Glückwunsch und das alte Weib vor der Jagd. Ist das alles?"

Unter ihrem forschenden Blick schlage ich die Augen nieder.

„Sich muß eingestehen, daß es mich einige Ueberwindung kostet, an einer Tafel zu sitzen, an der dreizehn speisen."

„O, o! Das ist ein sehr verbreiteter Mystizismus," erwiedert sie, und einer, der in der That mit starken Gemüthsbewegungen verbunden ist, am stärksten für die Hausfrau. Ich habe daraus schon wahre Rebellionen im Speisesaal entstehen sehen."

„So arg treib' ich's nicht, ich finde mich in das Unvermeidliche."

„Und sind noch immer mit dem Leben davon gekommen, es hat ein Anderer daran glauben müssen," neckt sie; „ich kenne übrigens Leute, die ihre Furcht vor der Zahl dreizehn nicht auf die Tischgesellschaft beschränken. Sie würden in keinem Hause wohnen, im Hotel kein Zimmer beziehen, das diese Nummer trägt, und am 13. des Monats noch weit weniger etwas unternehmen als ich am Freitag, ja ich bezweifle, daß sie ein damit bezeichnetes Wäschestück benutzen."

„Sie sind frei von diesem Wahn?"

„Von diesem, wie von dem, daß die Spinne am Morgen Unheil, am Abend Glück verkündet. Aber beruhigen Sie sich, dafür ist es mir nicht geheuer, wenn bei Tische das Salzfaß umgeworfen wird, das kündet Streit und Unfrieden."

„Vergossener Wein soll Gold bedeuten, ist aber den Damen auf dem Tischtuche nicht gerade genehm," füge ich hinzu.

Schlagfertig bemerkt sie: „Sollten die Herren nicht auch eine bessere Verwendung für das edle Naß wissen? Doch da wir bei Tische sind: nicht richtig zerbrochene Eierschalen sollen auch ein Verhängniß heraufbeschwören, ich weiß nur nicht recht, welches."

„Wenn wir so fortfahren, so werden wir noch zu den Blumenorakeln kommen: er liebt mich, liebt mich nicht," scherze ich, für aber antwortet mit nachdenklicher Miene:

„Ich plaudere zwar aus der Schule, aber ich will Ihnen anvertrauen, daß es öfter behagt wird, als man von unseren auf höheren Töchterschulen und Lyceen unterrichteten, in die Naturwissenschaften tief eingeweihten jungen Damen erwarten sollte, und daß die Antwort geeignet ist, Regen und Sonnenschein hervorzurufen."

„Unglaublich."

„Weshalb unglaublich? Prüfen Sie sich einmal ehrlich, ob Sie nicht doch ein kleiner Schauer durchrieseln würde, wenn Sie einer Wahrsagerin die Hand hinhalten würden, um sich aus deren Linien die Zukunft prophezeien zu lassen."

„Ich würde das nie thun."

„Lediglich aus Unglauben?"

„Wenn Sie so prüfen, so besteht niemand vor Ihnen," sage ich mit einem Anflage von Unmuth, unter dem sich Verlegenheit birgt, und sie ruft:

„Dahin wollte ich Sie ja nur haben. Wollten wir alle die verschiedenen Formen und Gestalten aufsuchen und aufzählen, unter denen die Menschheit unerklärliche Beziehungen zwischen den Erscheinungen wahrzunehmen oder zu ahnen glaubt, so müßten wir die gesammte Kulturgeschichte durchgehen, und würden damit nur den allerkleinsten Theil unserer Aufgabe erfüllt haben. Ich glaube aber, wir dürfen es uns leichter machen und keinen Anstand nehmen, es auszusprechen: Es giebt gar keinen Menschen, der nicht seinen kleinen Aberglauben hätte, ja noch mehr, außer dem Aberkonnexen, der sich noch weit mehr als „Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit forterbt," sind wir noch geschäftig, uns aus den Vorkommnissen des eigenen Lebens besondere Vorbedeutungen herzuleiten. Wir sind geneigt, in Dingen, die nichts mit einander zu thun haben, einen Hinweis auf Geheimnisse und Sinnbilder zu sehen, wir träumen auch den Träumen eine Bedeutung ein, die sie nicht haben sollen und nicht haben können, und dies alles, trotzdem Verstand, Vernunft und Wissen es scharf verurtheilen, vermöge unserer Phantasie oder vermöge des mystischen Zuges, der nun einmal ein Bruchtheil des uns gewordenen Erbes ist.

„Wie geschickt sind sein Sie das alles auseinanderlegen können, und Sie wollten mich zur Annahme unserer Unterredung glauben machen, daß Sie gar nicht wissen, was Mystik sei; Sie sind ein arger Schalk," sage ich, mit dem Finger drohend.

„Nun ich wohte es ja auch noch gar nicht Lange" — ich hatte für rathsam, den Blick, welchen sie dabei verstohlen auch mich wirft, nicht zu bemerken — „und wer weiß denn auch, ob wir die Erklärung ganz richtig aufgefaßt haben," ist ihre Antwort.

„In einer Beziehung treffen Sie freilich mit Nordau überein."

„In welcher?"

„Wenn man sein Buch gelesen hat, kommt man zu der Entdeckung, daß die ganze Menschheit entartet sei, und nach Ihrer Anschauung von dem angeborenen und berechtigten Mystizismus ist sie das auch."

„Zugegeben", lacht sie. „Aber wissen Sie was, verehrter Freund, wenn der Mystizismus, wie ich ihn meine, nicht vorhanden wäre, so müßte man ihn erfinden. Nicht blos Ibsens Nora wartet auf das Wunderbare, wir Alle haben Momente im Leben, wo wir darauf warten und gewartet haben, und wäre es nicht so, dann würde die Welt doch allzu nüchtern sein."

„Sie beharren also bei Ihrem Freitags-Aberglauben?"

„Wenn ich, ohne Anderen einen erfichtlichen Nachtheil zuzufügen, ihm fröhnen kann, ja."

„Ganz mein Fall mit der Dreizehn."

„So sind wir einig. Ein klein wenig Mystizismus im täglichen Leben kann man sich schon erlauben, man darf ihn nur nicht mißbrauchen."